



Berlin, den 16. November 1901.

Lieutenant Blasowiz.

Zwei Wochen fast schon lebt eine Mär, die deutsche Herzen in zornigem Schmerz pochen läßt. An Kneiptafeln und Kaffeetischen wird sie beschwagt, in den Zeitungen durch ganze Spalten gezerzt; und wo sie erwähnt wird, röthet eine Zähre das Auge sorgender Mütter und zarter Jungfern. Ueber die Grenze sogar wird sie geschleppt, in die Fremde, wo man das Reich der Deutschen so lange als ein Gartenlaubenland sah und nun mächtig erkennen lernt, welche Roheit und Barbarei im alten Wurzelboden der Blauen Blume wuchs. Eine ungemein rührende, mit allen Reizen des langstieligen Familienblattes reichlich geschmückte Mär, die nicht eine Minute zwischen Gut und Böse zum Zaudern zwingt. In Insterburg ward sie Ereigniß, im höchsten ostelbischen Norden, wo steifer Grog Maidowle heißt, wo die Junker den Brotwuchergewinn durch die Kehle jagen und die Gerichtsherren des ersten Armee-corps Unschuldige in Schmach und Tod schicken. Da nur, da allein war so Furchtbares möglich. Da hatte ein fünfundzwanzigjähriger Lieutenant zwei Tage vor seiner Hochzeit die Kameraden im Kasino vereint, um, wie es üblich ist, mit ihnen den Abschied von der Junggesellschaft bei einem feinen Tropfen zu feiern. Des Guten that er ein Bißchen zu viel. Ein Bißchen nur; den Kameraden schien er noch so seiner Sinne mächtig, daß sie ihn ungeleitet nach Haus gehen ließen. In der frischen Luft muß die Wirkung des Alkohols wohl stärker geworden sein; denn zwei Artillerieoffiziere fanden den ihnen Begegnenden so schwach auf den Füßen, daß sie beschloßen, ihn ein Stück Weges zu führen. Nah bei seiner Wohnung verließen sie ihn, dem das Geleit offenbar nicht willkommen war, kehrten aber nach einer Weile

wieder um; sie wollten sich überzeugen, ob der Trunksene ohne Unfall heimge-
 gelangt sei. Schlafend fanden sie ihn auf dem Pflaster. Als sie ihn
 aufheben wollten, schlug er um sich, „ohne im Schlaf zu wissen, wer ihn an-
 gefaßt habe und gegen wen er sich wehre.“ Am nächsten Morgen fuhr er zum
 Polterabend nach Deutsch-Eylau. Dort traf ihn die Nachricht, er sei von
 zwei Offizieren zum Zweikampf gefordert und müsse sofort nach Insterburg
 reisen, um den Ehrenhandel in der vorgeschriebenen Zeit zu erledigen. Polter-
 abend und Hochzeit wurden verschoben, der Lieutenant kehrte in seinen Gar-
 nisonort zurück, der Ehrenrath des Regiments prüfte den Sachverhalt, den
 die Gefrängten ihm gemeldet hatten, und entschied, Standesehre und gute
 Sitte forderten in diesem Fall, wo es sich um thätliche Beleidigungen handele,
 das Sühnemittel des Zweikampfes. Der Vater, die Braut, der Schwager
 des Lieutenants eilten nach Insterburg. Lange wurde berathen. Den Ge-
 danken, seinen Abschied zu erbitten, lehnte der Herausgeforderte, „der mit
 Leib und Seele Soldat war“, rundweg ab. Er wurde am vierten November
 im Zweikampf tödtlich verwundet und starb noch am selben Tage.

Das erzählt ein Bericht, der durch alle Zeitungen verbreitet, dem nach-
 gerühmt wurde, er sei so sorgsam abgefaßt, daß der Berichterstatter ihn vor
 Gott und vor den Menschen verantworten könne, und der mit dem Satz schloß:
 „Die Sache schreit zum Himmel!“ Wäre er richtig, dann hätte der Be-
 trachter es mit einem Schulfall des militärischen Zweikampfes zu thun,
 mit einem Fall, der als Einzelercheinung kaum der Rede werth wäre.
 Daß im Offiziercorps Schläge nicht gleichmüthig hingenommen werden, daß
 die in diesem privilegirten Kreis herrschende Vorstellung von Ehrenpflichten
 auch in einer Abbitte nicht die ausreichende Sühne thätlicher Beleidigung
 sieht, weiß jeder Knabe. Und jeder Erwachsene sollte wissen, daß zu unbe-
 dingtem Gehorsam gezwungen ist, wer sich freiwillig in das Verhältniß der
 Abhängigkeit von dem Spruche eines Ehrengerichtes begeben hat. Die Kaste
 fordert Anerkennung ihres Ehrengesetzes; sie lügt und trügt nicht: wer anders
 empfindet, anders handeln will, mag draußen bleiben. Der Bericht brachte
 also nichts Neues. Doch der aufmerkende Leser spürte bald eine Lücke: über
 die Art der thätlichen Beleidigung huschte der Bericht merkwürdig schnell
 hinweg und meldete nur, der Lieutenant habe „mit den Armen um sich ge-
 schlagen, ohne im Schlaf zu wissen, wer ihn angefaßt habe und gegen wen
 er sich wehre“. Das klang nicht sehr glaublich. Selbst ein Raufbold würde,
 wenn ein sinnlos Trunkener ihn mit der Hand berührte, nicht Sühnung
 durch einen Zweikampf mit tödtlichen Waffen heischen. Und die Heraus-

forderer wußten ja, was sie thaten; sie konnten getödet, verwundet, untauglich zum Dienst gemacht werden und hatten, wenn sie unverletzt blieben, lange Haftstrafe zu fürchten. Sollten sie, nüchterne Artilleristen, Leben und Lebenshoffnung aufs Spiel gesetzt haben, weil sie der fuchtelnde Arm eines im Rausch Taumelnden traf? Und sollte der Ehrenrath, dem der Regimentskommandeur präsidirte, keinen gefahrloseren Weg aus der Wirrnis gefunden haben, wenn es sich nur um die Zuckungen eines Willenslosen gehandelt hätte? Der Offizier ist doch, so zu sagen, auch ein Mensch; traut man ihm schon zu, daß er als Richter über Leben und Tod des gemeinen Mannes das Recht auf Kommando beugt, so dürfte man immerhin vor der Annahme des Glaubens zögern, er könne, weil es ihm Spaß macht, einen, zwei Kameraden ins Verderben treiben. Der jüngste Lieutenant hat im Kasino gehört, daß Verlauf und Vorgeschichte jedes schweren Duells öffentlich kritizirt und im Reichstag erörtert werden. Und ein verantwortlicher Ehrenrath sollte in launischem Uebermuth die Möglichkeit unblutiger Sühne ablehnen? Warum? Um sich selbst Rüge und Schimpf zuzuziehen? Oder um dem Divisionär gefällig zu sein, dem aus den gegen Warten und Hicel geführten Prozessen bekannten Generallieutenant von Alten, der, wie im Berliner Tageblatt ein loyales Gemüth zum Thron emporsinkt, auch diesmal wieder des Unheils Vater sei? Herr von Alten müßte als der seltsamste aller Zeitgenossen ausgestellt werden, wenn er gewünscht hätte, durch einen neuen Skandal das Auge des Kriegsherrn auf seine Division zu lenken. Gerade er hätte sicher Alles, was er irgend vermochte, gethan, um in dem Truppentheil dem er befehlt, das — von allen höheren Offizieren mehr als Feuersnoth und Seuche gefürchtete — Aergerniß eines Duells mit tödtlichem Ausgang zu meiden.

In der ostpreussischen Wirklichkeit sieht die Sache nicht ganz so harmlos aus wie in dem rührenden Bericht, der den Lieutenant als ein kaum um Haaresbreite vom Tugendpfad gewichenen Lämmlein vorführt.

Kurt Blaszkowiz, eines Dorfpfarrers ältester Sohn, war Lieutenant und Adjutant im zweiten Bataillon des hundertsiebenundvierzigsten Regiments. Ein tüchtiger Offizier. Einem wohlhabenden Fräulein verlobt. Am letzten Oktoberabend — die Hochzeit sollte am zweiten November sein — hatte er zuerst im Kasino, dann in einem insterburger Restaurant gekneipt. Um vier Uhr früh fanden drei Artillerieoffiziere ihn auf der Straße in festem Schlaf. Sie hoben ihn auf. Der Erwachte überschüttete sie mit groben Schimpfreden. Trotzdem schleppten sie ihn bis dicht an seine Junggesellenwohnung, weil sie fürchteten, der vom Alkohol Erregte könne Unheil anrich-

ten oder blind ins Verderben rennen. Kaum hatte Blaszkowiz die Arme frei, da bedrohte er auch schon zwei der Samariter — die er erkannte und mehrmals laut mit Namen und Titel anredete —, den Oberlieutenant Hildebrand und den Lieutenant Raßmussen, mit Schlägen. Der Oberlieutenant hatte ihn aufgefordert, sich zusammzunehmen und seines Rockes zu denken, und schließlich ungeduldig gerufen: „Mein Gott, benehmen Sie sich doch nicht wie ein Schwein!“ Blaszkowiz gab dem mitleidigen Kameraden von der Artillerie eine derbe Ohrfeige und brüllte: „Ici-là! Wie stehe ich jetzt da?“ Als Raßmussen rief, solches Verhalten sei nur mit der Reitpeitsche gebührend zu ahnden, erhielt auch er einen Schlag ins Gesicht; nicht einen leichten Streich, sondern einen Faustschlag, von dem die Kinnsackknötchen bebten. Um das Schlimmste zu verhüten, sprang der dritte Artillerieoffizier hinzu und wehrte weiterer Ungebühr. Die Drei gingen heimwärts und meldeten morgens dem Ehrenrath, was geschehen war. Der erklärte, in diesem Fall, da es sich um schwere wörtliche und thätliche Beschimpfungen handle, den Versuch eines Ausgleichs nicht wagen zu können. Dieser Spruch ließ den Mißhandelten keine Wahl: sie mußten, um der Standesehre zu genügen, den Beleidiger vor die Waffe fordern. Inzwischen war Blaszkowiz, in Erwartung der Hochzeitfreuden, nach Deutsch-Ohlau gereist. Die Herausforderung rief ihn zurück. Weit wies er den Gedanken von sich, ein Abschiedsgesuch einzureichen. Er wollte mit der Pistole sein Glück versuchen und nahm beide Forderungen an. Des ersten Segners Kugel streckte ihn in den Sand.

Wen belastet die Schuld?

Den Ehrenrath? Der sprach, wie er sprechen mußte. Nicht mit „muthwilligen Bänkereien“, die zu schlichten er einst berufen ward, hatte er hier zu thun, sondern mit einer groben Mißhandlung, die nicht dadurch aus der Welt geschafft wurde, daß der Thäter trunken war. Zwei Offiziere waren, in Uniform, vor eines dritten Auge und Ohr auf offener Straße von einem Kameraden mit rohestem Wort beschimpft und gehohlet worden. Niemand kann beschwören, daß in der Stunde erwachenden Stadtlebens nicht noch andere Augen den schmähligen Vorgang sahen. Sollten die Lieutenants Hildebrand und Raßmussen einfach wieder vor die Front treten und der Mannschaft befehlen, die am nächsten Tage vielleicht, am übernächsten wahrscheinlich erfuhr, sie seien von Blaszkowiz mit Ekelnamen belegt und geprügelt worden? Der Ehrenrath hat Disziplin und Standesehre zu wahren. Er konnte den Mißhandelten nicht zumuthen, in dem selben Heeresverband, in Kameradengemeinschaft mit einem Manne weiterzuleben, der im Rausch seine Mensch-

heit so völlig verloren hatte, daß er sie schimpfte und schlug. Auch an das zuständige Gericht konnte der Ehrenrath die Gekränkten nicht weisen, wenn er die Sache ernst nahm und nicht nur vom Hals haben wollte. Jeder Gerichtshof hätte Blaszkowicz freigesprochen, weil er „in einem Zustande von Bewußtlosigkeit“ gehandelt habe, „durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“ Selbst wenn also die Standesfitte, die deutsche Offiziere bindet, erlaubte, statt zu persönlichem Schutz persönlicher Ehre nach dem äußersten Mittel des Wehrrechtes zu greifen, die Sühne empfangener Ohrfeigen vom Richter zu nehmen: der Richter könnte sie, nach dem Gesetz, nicht gewähren. Und wo das Gesetz Hilfe versagt, ist der Versuch der Selbsthilfe nicht unter allen Umständen zu tadeln, ist auch das Duell nicht mehr soziales Verbrechen, ist die Herausforderung nur noch einer Ueberschreitung der Nothwehr gleich zu achten. Weil aber der Ehrenrath nur da entscheiden soll, wo er die Ehre des Sühne Suchenden nicht verletzt findet, mußte er im Fall Blaszkowicz dem chrengerichtlichen Verfahren die Entscheidung überlassen und warten, ob in dem Schuldigen das Gewissen sich regen würde.

Waren die Artillerieoffiziere schuldig? In aller Ruhe wanderten sie nach Hause, um vor dem Beginn des Dienstes noch ein Stündchen zu schlafen. Da lag, plötzlich, Blaszkowicz vor ihnen auf dem harten Stein. Ein Anblick zum Erbarmen. Wenn eine Patrouille ihn aufgriff, wenn Nachbummler oder Bäckerburschen ihn fanden, kam es zum Skandal und der arme Junge mußte den bunten Rock ausziehen. Vor solchem Schicksal wollte das Mitleid der Bombenwerfer den Kameraden von der Infanterie bewahren. Deshalb mühten sie sich um ihn, versäumten die kurze Zeit, die zum Ausschlafen blieb, und schleppten den Schimpfenden vorwärts. Der freisinnigste Demokrat sogar kann nicht leugnen, daß hier selbstlose Nächstenliebe am Werk war. Schmähreden und Faustschläge wurden den Samaritern als Dank. Ihr Regimentskamerad — und nur Gott weiß, wer noch — sah, wie sie geschmäht und gehohlet wurden. Sie waren bewaffnet und konnten den Wüthenden niederhauen, der ihnen den schwersten Schimpf anthat. Das Nothwehrrecht hätte sie vor Strafe geschützt, auch wenn sie „in Verstärkung über die Grenzen der Vertheidigung hinausgegangen“ wären, „die erforderlich war, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich abzuwenden“. Kein Kriegsgericht würde einen Offizier verdammen, der für eine Ohrfeige auf der Stelle mit bewaffneter Hand Rache genommen hätte. Die Herren Hildebrand und Ragmussen haben wie verständige Männer gehandelt. Sie bezwangen sich, setzten sich der Gefahr aus, als allzu sanftmüthig,

als „schlappe Passagiere“ scheel angesehen zu werden, und schonten den trunkenen Wütherich. Das thaten sie, trotzdem sie wußten, daß solche Korrektheit sie das Leben kosten konnte, auf Monate, vielleicht auf Jahre hinaus die Freiheit kosten mußte. Denn ohne Waffengang, darüber täuschte keiner der Drei sich oder der Gefährten, würde der böse Handel nicht zu erledigen sein. Und richtig: am Montagmorgen mußten sie dicht vor die Mündung eines Pistolenlaufs treten. Einer zuerst, einer nur: Hildebrands Kugel traf. Doch konnte Blaszkowicz nicht im ersten Gang Sieger bleiben, nicht beide Provokanten töten, zu Krüppeln schießen? Nicht immer hört, wie in den fernen Tagen des ordal, unser Ohr im Zweikampf des richtenden Gottes Stimme... Man hat gesagt, die Anrufung des Ehrenrathes sei überflüssig gewesen; Alles wäre in Ordnung gekommen, wenn die Artilleristen geschwiegen, in der Stille die Sache mit Blaszkowicz abgemacht hätten. Das Bequemste wärs sicher gewesen. Dann gab es keine Lebensgefahr, keine langfristige, lähmende Festungshaft. Nur hätte das Schicksal der Schweiger dann von dem Zufallswort jedes Augenzeugen abgehangen. Nur ist das Ziel der Erziehung zum Offizier eine Empfindlichkeit des Ehrgefühls, die auf die winzigste Reizung schon stark reagirt. Sechs wache Augen hatten die nächtliche Schmach gesehen; sechs mindestens. Wenn in der Morgenfrühe dem Bataillon gemeldet wurde, Oberlieutenant Hildebrand und Lieutenant Rajmussen seien nachts auf der Straße mit zotiger Rede geschmäht und geprügelt worden! Schlichter Abschied. Und wer bürgte dafür, daß ein neuer Rausch in Blaszkowicz nicht die Erinnerung an das Abenteuer weckte und ihm ein mit der Handleistung prahlendes Wort auf die Lippe legte? Nein: die Beleidigten konnten nicht anders handeln: sie mußten, wenn sie den Degen nicht abschnallen wollten, sich an die Vorschrift halten und das Urtheil der Männer erbitten, die zu solchem Amt von den höchsten Verweßern des Kastenrechtes berufen waren.

Einer nur konnte helfen: Kurt Blaszkowicz; und sein ist die Schuld, daß es nicht anders kam. Kein Verständiger wird gegen den Lieutenant zetern, der sich am letzten Abend der Junggefellenschaft „ordentlich die Nase begoß“, wie es neckisch in der Rajinosprache heißt. Ohne den lieben Alkohol giebt's im Germanenland nun einmal keine rechte Fröhlichkeit. Wer nicht tüchtig trinken kann, gilt kaum als ein ganzer Mann. Wer gestern zum Ueberlaufen voll war, ist heute der Held des Tages. Und der Blick der Korporalschaftsführer strahlt, wenn sie mittags auf Wache erzählen, am Abend vorher seien zwei Offiziere sinnlos aus dem Saal getragen worden, aber bei den Unteroffizieren sei es in der Kantine auch nicht schlecht hergegangen.

Kein Kongreß der Alkoholfeinde wird solche Sitte ändern. Immerhin pflegt man Den zu verachten, der sich im Rausch wichig zeigt. Bismarck hat oft gesagt, eigentlich müsse jeder Diplomat eine Trinkerprüfung bestehen: wenn er, mit dem Maximum, das er bei sich behalten könne, im Leibe, sich in Damengesellschaft nicht anständig zu bewegen vermöge, sei er unbrauchbar für den erwähnten Beruf. Das sollte auch für den Soldaten im Rang des Befehlenden gelten. Wer blinden Gehorsam fordert, darf nie völlig die Herrschaft über seinen Willen, die Hemmung niederer Centren verlieren. Dem Lieutenant Blaskowiz waren die Adjutantengeschäfte des Bataillons, war das Amt des Gerichtsoffiziers anvertraut. Er wollte heirathen, eines jungen Weibes Sinn lenken, einen Hausstand verwalten, einem neuen Geschlecht den Weg ins Leben weisen. Und so mächtig war in ihm der vom Trunk geweckte thierische Trieb, daß er ihm unflätige Rede auf die Zunge drängte, ihn auf hilfreiche Kameraden einhauchen hieß. Für das Regiment und die Armee wars ein Glück, daß sie von diesem Offizier befreit wurden. Doch mit dem Dienst brauchte nicht auch das Leben zu enden. Als Blaskowiz erfuhr, wie schwer er gefehlt hatte, — eine dunkle Erinnerung an den Vorgang hatte er schon vor der Abreise gehabt — kam es nicht mehr darauf an, ob er „mit Leib und Seele Soldat war“, gab es für ihn überhaupt keine Wahl: er mußte ohne Säumen das Abschiedsgesuch einreichen und den Kameraden vor Zeugen den Schimpf abbitten. Das hat er nicht gethan. Er hat zwei schuldlose Menschen, die ihm nur Gutes erwiesen hatten, gezwungen, seiner Kugel zu stehen. Er mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß einen dieser Schuldlosen, vielleicht beide, der Schuß hinstreckte. Dann hätte er zwei Menschen getödet, die sich freiwillig um ihn bemüht und für die Dienstleistung Ohrfeigen eingehandelt hatten. Auch diese Erwägung hemmte in ihm nicht die Schnsucht, des Königs Rock weiterzutragen. Er wollte sein Glück versuchen. Das Glückspiel der Waffen entschied gegen ihn. Und der Oberlieutenant Hildebrand, dessen Kugel den struppelosen Kämpfer ums bunte Soldatenleben niederwarf, mag in Glatz, Magdeburg oder Wesel — die feuchte Mattenherberge von Weichselmünde muthet man aktiven Offizieren selten zu — Jahre lang nun der Wunderwirkung samaritischer Thaten nachdenken.

Auf dem gumbinner Friedhose, wo die Familie Blaskowiz sich die Ruhstatt gesichert hat, rief ein Superintendent über den Sarg hin: „Dieses Grab ist eine Anklage gegen falsche Ehrbegriffe, die in das Mittelalter, aber nicht in unsere Zeit passen. Wann wird ein muthiger Mann wagen, gleiches

Recht für Alle zu fordern, so daß nicht ein Stand andere Begriffe von Recht und Gerechtigkeit hat als der andere? Ist die Schuld dieses Offiziers so groß gewesen, daß er sie nur mit seinem Leben sühnen konnte? Ein gerechter Richterspruch hat für Alle etwas Befreiendes. War Dieses Gerechtigkeit?" Ja, muß die Antwort lauten: Dieses war Gerechtigkeit, — Gerechtigkeit im Sinn einer Christenlehre, die mit anderem asiatischen Wahn auch die Sitte der Ordalien aufgenommen, das Kreuzgericht, die Probe des Feuers, des Wassers, des Heiligen Bissens gebildet und sich mit dem Waffengebrauch in Krieg und Frieden stets abgefunden hat. Ohne des dreieinigen Gottes die Welt umspannenden Willen fällt kein Sperling vom Dach, wird auf der Menschen Häuptern kein Haar gekrümmt. Solchen Glauben bekennet täglich der fromme Christ; und er sollte, ein Superintendent gar, zweifeln, ob im insterburger Kampf die Waffe nach Luthers Wort, „nützliche, göttliche Ordnung schuf?" Der Schuldige fiel, zwei schuldlos Bedrohte gingen unverwundet vom Platz. Wohl war die Schuld des Gefallenen nicht so groß, daß sie nur mit dem Leben gesühnt werden konnte. Doch Blaszkowicz mochte sich nicht demüthigen, freien Willens die Sühne nicht auf sich nehmen; er starb, weil er den Tod dem Leben im Bürgerrock vorzog, weil er um jeden Preis in der Kaste bleiben wollte, gegen deren Sitte er gröblich gesündigt hatte. Als ein Erlöser griff ihn der Tod. Die Leiche des Unschuldigen hätte den menschlich Fühlenden erdrückt; und wäre ihr Gewicht seinem Gewissen nicht zu schwer geworden: nie wieder hätte ein Kamerad ihm unbefangenen ins Auge geschaut. Sein Schicksal war traurig; so traurig wie das eines Menschen, den in der Stunde frohester Trunkenheit ein fallender Stein erschlägt. Die tragische Gestalt aber ist der Ueberlebende. Er hat gethan, was die Kameradenspflicht ihm befahl, hat den jähen Drang nach rascher Rache unterdrückt und gehandelt, wie er nach der seine Kaste beherrschenden Zwangsvorstellung handeln mußte. Nichts hatte er sich vorzuwerfen, nicht den geringsten Verstoß gegen Sitte und Sittlichkeit. Dennoch mußte er eines Morgens hinaus, vielleicht dem Tod, vielleicht dem Krüppelend entgegen. Und nun hat er einen Menschen getödet, einen Landsmann und Waffengefährten, einem Vater den Sohn, der Braut den Bräutigam entrißen. Nun ist ihm die Freiheit des Geistes für immer verloren und der Name dieses schuldlos Gebrochlenen wird als der eines blutdürstigen Scheusals durch den Koth der Waffe geschleift.

Solches Verhängniß umlauert das Leben eines jeden Offiziers. Zu seiner Sicherheit genügt nicht, daß er in Wort und That sich selbst diszipliniert und wilden Trieben gebietet: auch eines Anderen, auch des Fremdesten

Neben und Thun kann ihn ins Verderben reizen. Er weiß, daß Trunkenheit ihn nicht entschuldigt. Die meisten Fälle mißbrauchter Dienstgewalt sind die Folge durchzechter Nächte; und von den jetzt wimmernden Stimmen hätte keine milderes Urtheil für Kurt Blaskowicz verlangt, wenn er im Rausch einen Bürger oder Rekruten geprügelt hätte. Vor dem Sinken in die Thierheit kann der Offizier sich hüten und von Clausewitz, dem Zuchtmeister des Preußenheeres, „das innerste Seelenbedürfniß“ lernen, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken“. Des Wächstern, des eben noch Fernsten Noth aber kann ihn beslecken. Er fühlt sich entehrt, wenn ein zur Satisfaktion Fähiger ihn beschimpft hat, und muß in des Beleidigers Blut die Ehre rein baden. Das ist die Wirkung des Ehrbegriffes, den in Gumbinnen der Grabredner mittelalterlich und falsch genannt hat. Der Prediger vergaß nur, daß im militärischen Wesen Manches mittelalterlich und falsch scheint, wenn mans von draussen sieht; und mit ihm vergiftet es immer wieder, mag der Streit nun um Dreyfus, Marten oder Blaskowicz toben, die ganze Demokratie. Das Waffenh Handwerk wird für den Tag geübt, wo der Urstand der Natur wiederkehrt; an diesem Tag muß der Soldat Menschen töten, die er nicht kennt, die ihn nie kränkten, die selbst vielleicht dem vom Frevelmuth eines Fürsten oder einer befehlenden Minderheit angezettelten Krieg fluchten. Da verstummt die Forderung seiner Sittlichkeit, verhält unter Hohngelächter die Frage nach Recht und Unrecht; da ist der Mensch Mordwerkzeug in des Kommandirenden Hand, das Rädchen einer Riesenmaschine, die rasselnd und dröhnend Leiber zermalmt und Werthe vernichtet. Und wo starke Männer zu solcher Arbeit gebrüllt werden, soll es so sänftiglich zugehen wie in einem Jungfernstift? Wollt Ihr die Maschine, braucht Ihr sie zum Schutz Eurer Geldschränke, dann, liebe Bürger, überlaßt den Direktoren und Inspektoren die Sorge für die Erziehung des Aufsichtspersonals. Sie haben es heutzutage schon schwer genug, denn der „Geist der Unbotmäßigkeit“ nistet in allen Kasernenwinkeln und der Glanz der Soldatenseligkeit ist unwiderbringlich dahin. Wollt Ihr die Lieutenants aber zu wehleidigen Philosophen läutern, dann entschließt Euch lieber gleich, das Maschinenhaus niederzureißen; dann scharft Euch um die Forderung, das stehende Heer abzuschaffen. Sint, ut sunt, aut non sint: das Wort gilt auch für weltliche Kämpfergenossenschaften, denen der Zweck die Mittel heiligt. Wohin Mitleid und Menschenliebe den Soldaten führen, hat der Oberlieutenant Hilbrand erkennen gelernt. Wenn er von der Festung kommt, wird er jedem Trunkenen in weitem

Bogen ausweichen und niemals einen Marinemann aufrütteln, der am Rinnstein seinen Kausch ausschläßt. Solches Handeln empfiehlt dem Offizier die den Kastengeist bindende Vorstellung von dem leicht verletzlichen Rechtsgut der Ritterschre.

Aber beherrscht diese Vorstellung nur den einen Stand, der auf dem ostpreussischen Friedhof angeklagt wurde, von Recht und Gerechtigkeit andere Begriffe zu haben als alle übrigen Stände? Stehen nicht täglich tausend Bürger vor einem Schöffengericht, einer Strafkammer und heischen Wiederherstellung ihrer verletzten Ehre? Nie wäre einem weisen Hellenen oder Römer solcher Einfall gekommen. Die dachten wie Sokrates, der den Schlag eines rohen Gefellen nicht höher schätzte als den Tritt eines Esels; oder wie Krates, der, als des Nikodromos Faust ihm das Gesicht zerschunden hatte, über der wunden Stelle ein Täfelchen trug, auf dem die Schande des Thäters zu lesen war: „Dieses that mir Nikodromos.“ Lang ist's her. Erst fünfzig Jahre aber sind, fast auf den Tag, verstrichen, seit Schopenhauers Parerga ans Licht kamen; und in dem „Spiegel ritterlicher Ehre“, den der Philosoph damals einer lachenden Welt vorhielt, muß heute auch die Bourgeoisie das Spußgebilde erkennen, das ihr zum point d'honneur geworden ist. „Jrgend Einer, und wäre es der Schlechteste und Dümme, darf nur seine Geringschätzung über uns aussprechen, — und alsbald ist unsere Ehre verletzt, ja, sie ist auf immer verloren, wenn sie nicht wieder hergestellt wird. Die ritterliche Ehre hängt von Dem ab, was ein Anderer sagt oder thut. Das Thun und Lassen eines Mannes mag das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüth das reinste und sein Kopf der eminenteste sein: so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehen; sobald es nämlich irgend Einem — der nur noch nicht diese Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagebied, Spieler, Schuldenmacher, kurz, ein Mensch, der nicht werth ist, daß Jener ihn ansieht, sein kann — beliebt, ihn zu schimpfen. Nun aber giebt es sogar noch etwas Aergeres als Schimpfen, etwas so Erschreckliches, daß ich wegen dessen bloßer Erwähnung die Leute von Ehre' um Verzeihung zu bitten habe, da ich weiß, daß beim bloßen Gedanken daran ihnen die Haut schaudert und ihr Haar sich emporsträubt, indem es das summum malum, der Uebel größtes auf der Welt und ärger als Tod und Verdammniß ist. Es kann nämlich, horribile dictu, Einer dem Anderen einen Klaps oder Schlag versetzen. Dies ist eine entsetzliche Begebenheit und führt einen so kompletten Ehrentod herbei, daß, wenn alle anderen Verletzungen der Ehre schon durch Blutlassen zu heilen sind, diese zu ihrer gründlichen

Heilung einen kompletten Totschlag erfordert.“ So sehen in Schopenhauers Spiegel die bligblanken Ritter aus. Die zu solchem Thun nicht den Muth oder den Rang haben, erklettern eine andere „Klimax der Ehrenrettung: Ohrfeigen werden durch Stockschläge kurirt, diese durch Hezpeitschenhiebe und selbst gegen diese wird von Einigen das Anspucken als probat empfohlen“. Nur die Geberde, der Reflex, nicht die Empfindung ist hier anders als dort;

„... und auch den Leuten, die ihre verirrte Woge für Reparatur der Vie Verruige tragen, hat sich nur die Form, nicht der begriffliche Inhalt des Handelns gewandelt. Der falsche Ehrbegriff wächst nicht nur auf blutigem Plan; falsch ist, nach Schopenhauer hat es in milderem Professorenton Biding gesagt, schon die Vorstellung, eines Menschen Ehre könne durch eines Anderen Wort oder That gemindert und beslekt, gemehrt und gereinigt werden. Und dieser Wahn spukt heute nicht nur durch die Hirne, die der Offiziershelm deckt. Die Kriegerkaste wird gescholten, weil sie ihre eigenen Gesetze hat und, statt in den Rechtsfabriken die Ehre flicken zu lassen, im geregelten Kampf selbst sich die ihrem Anspruch genügende Sühne sucht. Mit der Kaste erst wird auch diese Sitte sterben; sie kann Dem nur schaden, der sich den Willen von ihr einschnüren läßt. Die auf fetter Weide grazende Bourgeoisie aber sollte der bewaffneten Schugmannschaft, ohne die sie doch nicht leben mag, die Reste der Sonderverfassung gönnen und den Geist nicht verwünschen, den sie in der Noth anrufen will.

Noch fehlt dem deutschen Volk die Einheit des Glaubens und Wollens, die alle Klassen in der selben Gefühlzone einende Kulturgemeinschaft; und dieses höchste Glück starker, zum Sieg in politischen Kämpfen gerüsteter Völker wird es nie an sich reißen, wenn es sich immer wieder von schlauen Weltspaffen in Kärmfenden gegen Gespenster locken läßt, die nicht lebendiger und nicht furchtbarer sind als der Bel zu Babel, der mit Erzfarbe bestrichene Göge des Hebräermythos. Zum Etel ward uns längst das Gaukelspiel mit dem besten Menschenempfinden. Vasset die Toten ihre Toten begraben und wendet den Blick zu den Lebenden! Um den Mann, dem der Weindunst die Menschheit raubte, mag die Braut und der Vater trauern. Die Mütter und Jungfrauen aber sollten schnell die letzte Zähre aus dem Auge wischen. Ernsteres fordert von ihnen die Pflicht als solches Weslenn. Ein neues Geschlecht sollen sie auferziehen, das frei ist von Lemurenchwachheit und frommer Lüge, das fühlt und denkt, wie es spricht und handelt, nicht scheu ins sichere Kastengehege kriecht und an der Schwelle des Lebens noch in der eigenen Brust das Gesetz der Sittlichkeit findet.

Kriminalistische Ketzerereien.*)

3. Verbrechen und Verbrecher.

Mit der Bestimmung des Begriffes „Verbrechen“ wollen wir uns nicht abquälen. Alle Bemühungen um eine unanfechtbare Begriffsbestimmung führen in Labyrinth, aus denen man nicht mehr herausfindet; zum Beispiel die: Verbrechen sei unsoziales Handeln. Die unsozialsten aller Menschen, Eremiten und menschenscheue Sonderlinge, hat noch Niemand für Verbrecher gehalten, Räuberbanden dagegen leben sehr sozial; und gerade die Einsamen sind am Wenigsten der Gefahr ausgesetzt, Verbrechen zu begehen. Auch kommt es vor, daß Kindermord, Mord der Alten und überhaupt aller unnützen Esser gerade um des Gesellschaftsnutzens willen in Masse verübt wird. Was und wo ist denn überhaupt die Gesellschaft? Die Gesellschaft giebt es gar nicht. Es giebt nur Gesellschaften, die theils neben, theils in einander eingeschachtelt hausen. Was der einen Gesellschaft nützt, schadet der anderen; und der selben Gesellschaft nützt zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes. Verzichten wir also auf unfruchtbare Untersuchungen und sagen wir: *einsoz., Verbrecher, ist, jda. Schädigung, eines. Verweinerischen. der. eines. Verbandes von Menschen, die vom Strafgesetz des Landes, in dem sich der Schädiger aufhält, als Verbrechen bezeichnet wird.* Je vernünftiger eine Strafgesetzgebung ist, desto genauer und vollständiger werden sich ihre Verbote mit denen des Sittengesetzes decken. (Dieses Wort ist eine sehr schlechte Bezeichnung für eine sehr streitige Sache, von der ich für meine Person jedoch einen ganz klaren und festen Begriff habe; bessere, obwohl auch noch nicht einwandfreie Bezeichnungen sind: göttliches oder Naturgesetz). Ganz zusammenfallen können Beide niemals, weil das Strafgesetz in erster Linie durch den Staatnuzen bestimmt wird, dem Staate aber, wie jedem Gemeinwesen und jedem Einzelnen, die Niedertreacht oft nützt, während eine gute und edle Handlung ihm zuweilen schadet. Auch den Verbrecher könnte ich unter diesen Umständen nicht anders als rein formal definiren, wenn ich einen überflüssigen Satz herschreiben wollte; wohl aber können wir die Menschen, die als Verbrecher behandelt zu werden pflegen, in Gruppen oder Klassen eintheilen. Das ist nützlich und nothwendig, weil von einer richtigen und sorgfältigen Eintheilung die richtige Behandlung der Verbrecher — der Jurist sagt lieber: die richtige Strafmethode — abhängt.

Aber kann denn beim heutigen Stande der Anthropologie überhaupt von Verbrechern und ihrer Bestrafung die Rede sein, da es ja nach dieser Wissenschaft keine Freiheit, daher auch keine Verantwortlichkeit giebt? Theoretisch ist so. Der Wille ist determinirt, doppelt und dreifach determinirt, durch

*) S. Zukunft vom 7. September und 5. Oktober.

das elterliche Keimplasma, wie es die Weismänner nennen, durch das Milieu, in dem der Träger des Willens herangewachsen ist, und durch die Einflüsse, die im Augenblick des Handelns auf ihn wirken; Paulus, Augustinus, Luther und Schopenhauer haben Recht gegen Pelagius, daran ist nicht zu zweifeln. Das gilt aber nur für die Theorie; in der Praxis behält die Willensfreiheit ihren Werth und ihre Wirksamkeit. Das Freiheitgefühl und das Verantwortlichkeitsgefühl sind psychologische Thatfachen, und daß Erziehung diese Gefühle stärken und schwächen kann, lehrt die Erfahrung. Laßt einen Knaben sich frei tummeln und frei entfalten: er wird Alles zu vermögen wähen, was er will; später im Leben wird er dann zwar nicht Alles, aber Vieles durchsetzen. Brecht einem Knaben den Willen und erzieht ihn zum Musterknaben, zum Werkzeug: und er wird sich nicht getrauen, Etwas zu unternehmen, das ihm nicht befohlen oder ausdrücklich erlaubt wird. Laßt solch einen Musterknaben, laßt einen Muthlosen, einen Verschüchternen, einen Trägen oder einen durch pessimistischen Fatalismus (es giebt auch einen optimistischen) Voreingenommenen in eine Gletscherspalte fallen oder in eine Geldklemme gerathen, so wird er sich in sein Schicksal ergeben, weil es ihm von Gott oder vom Fatum oder von der Naturkausalität so bestimmt sei, und er wird umkommen. Die Wege, die aus der Bedrängniß hinausführen, wird er, da er sich nicht danach umschaut, gar nicht sehen. Der Andere dagegen, der sich sagt: Ich will und ich muß hinaus, findet die Auswege, mit Gottes Hilfe, wie die Frommen, durch Autosuggestion, wie die Unfrommen sagen. Und wie mit der Rettung aus Nöthen, so ist mit der Ueberwindung der Versuchungen; wer sich von Jugend auf in der Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung trainirt hat, vermag Heroisches zu leisten; wer Triebmensch geblieben ist, gar nichts. Nun entscheidet ja freilich in erster Linie die Naturanlage darüber, ob Einer Willensmensch oder Triebmensch wird, aber die Erziehung tritt fördernd, hemmend, berichtigend hinzu; und ihr gestellt sich von einem bestimmten Punkte der Entwickelung an die Selbsterziehung oder Selbstverziehung bei. Und da ist es von größter Wichtigkeit, ob sich Einer oft sagt: Ich bin frei, oder: Ich bin unfrei, denn jede solche oft wiederholte Vorstellung wirkt suggestiv. Es ist also nützlich, dem Knaben zu sagen: Du kannst Alles, was Du willst, wenn Du Dich mit Deinem Willen innerhalb vernünftiger Grenzen hältst. Und eben, weil der Wille durch Beweggründe bestimmt wird, haben auch Strafen und Strafandrohungen Erfolg, beim Menschen so gut wie beim Hunde, denn die Furcht vor der Strafe ist eben eins der im Augenblick der Entscheidung theils zusammen, theils einander entgegenwirkenden Motive: wiegt der verbotene Genuß das Strafreislo nicht auf, so verzichtet man. Daß die Autoritätsmenschen aller Zeiten die Wirkungen der Strafandrohungen ungeheuerlich überschätzt haben, weil sie den Menschen

für einen Hund halten, was er nicht ist, bleibt eine Sache für sich, die uns später beschäftigen soll; aber wir haben keinen Grund, diese Wirkung ganz zu leugnen. Uebrigens vergleiche man auch, was Professor Forel in der „Zukunft“ über die Freiheit gesagt hat. Also die Naturwissenschaften können uns nicht verbieten, von Verbrechern und von Strafen zu reden.

Die Eintheilung der Verbrecher nun, die ich für die beste halte, schließt sich natürlich an die gebräuchlichen Eintheilungen an, fällt aber mit keiner genau zusammen, auch nicht mit der von Havelock Ellis in seinem bekannten Buche „Verbrecher und Verbrechen“. (Bei der Gelegenheit erlaube ich mir die Bemerkung, daß sein von mir sehr hoch geschätzter Uebersetzer Kurella und andere Kriminalanthropologen gern kleine Sprachdummheiten verbrechen wie kriminelle Anthropologie — kriminell wäre die Anthropologie, wenn die Anthropologen zu wissenschaftlichen Zwecken lebendige Menschen zerschnitten — oder kriminelle Aristokratie; eine solche hat es ja hier und da gegeben, die Herren meinen aber die aus virtuosen Verußverbrechern bestehende Verbrecheraristokratie.) Ich unterscheide nur folgende Klassen.

1. Geborene Verbrecher. Das sind Menschen, denen die sittlichen Gefühle fehlen, alle oder einige oder vielleicht auch nur eins. A priori ist anzunehmen, daß es solche feilische Monstra so gut giebt wie Mißgeburten, die ohne Arme
 so zu sagen den Verbrecher an sich darstellt, praktisch für nicht sehr beachtenswerth, weil ihre Vertreter außerordentlich selten sind. Ich habe in Schulen ein paar tausend Kinder kennen gelernt, aber kein einziges darunter gefunden, dem auch nur eins der moralischen Gefühle gefehlt hätte. Ein einziger, noch nicht schulpflichtiger Knabe ist mir vorgekommen, der den Eindruck des geborenen Verbrechers machte. Er war der Sohn eines Zuchthäuslers und von guten Leuten, die kein eigenes Kind hatten, in Pflege genommen worden. Er war artig und in Schwelme seinen Pflageeltern gehorsam wie ein dressirter Hund, naschte aber, sobald sie die Augen abwendeten, leugnete seine kleinen Vergehungen frech, ohne Erröthen, ohne eine Spur von Angst oder Schüchternheit, und war eben so unempfindlich gegen Liebkosungen wie gegen Schläge. Er blieb kalt und gleichgiltig gegen seine gütigen Wohlthäter, obwohl er verständig genug war, um den Unterschied zwischen seiner jetzigen angenehmen Lage und seiner früheren elenden schätzen zu können. Er war also Solipsist und unfähig, Sympathie zu empfinden. Für die Praxis kommt aber die Anerkennung der Thatsache, daß es geborene Verbrecher giebt, auch deshalb nicht in Betracht, weil es kein sicheres anatomisches oder physiognomisches Kennzeichen dieses Typus giebt, das die Obrigkeit in den Stand setzen würde, solche gefährliche Wesen von Kindesbeinen an in Obhut zu nehmen. Das haben sowohl die Anthropologen wie die Juristen auf ihren im letzten

Jahrzehnt abgehaltenen Kongressen wiederholt ausgesprochen. Lombroso selbst hat sich darüber gewundert, wie oft einzelne Kennzeichen seines vermeintlichen Verbrechertypus bei anständigen Leuten anzutreffen seien. Dichtes Haar, spärlicher Bartwuchs und abstehende Ohren kommen bei den edelsten und vortrefflichsten Männern vor, einer unempfindlichen Hand erfreuen sich gewöhnlich die Menschen, die harte und schwere Arbeit verrichten (ich habe eine Bäuerin gekannt, die nichts gemerkt hätte, wenn man ihre Hand als Nadelkissen benutzte), und ein Kant, ein Gambetta haben nahezu Mikrophalengehirne gehabt. Mehr als ein Schädel, der auf Kleinheit des Gehirns schließen läßt, könnten die Gehirnwindungen sagen; aber um die zu beschauen, müßte man dem Verdächtigen doch erst den Kopf abschneiden. Durch den scheuen Blick fällt sowohl der gemißhandelte Hund wie das gemißhandelte Kind auf. Auch der Wanderbursch auf der Walze blickt heute scheu, weil er sich gehetzt weiß. Einst, als Wandern für ihn Pflicht und Fichten sein gutes Recht war, zog er freiblickend und singend seine Straße. Eine unglückliche Gesichtsbildung hat mancher vortreffliche Mensch — vielleicht in Folge einer falschen Lage im Mutterleibe — mit auf die Welt gebracht, die unverkennbare Verbrecherphysiognomie aber ist nicht angeboren, sondern durch ein Jahre langes Leben in Laster und Verbrechen allmählich gebildet worden. Sollte es wahr sein, daß es einzelne Personen giebt, die körperliche Schmerzempfindungen nicht kennen, die nichts empfinden, wenn ihre Haut und ihr Fleisch gebrannt und geschnitten wird, so kann bei ihnen der leibliche Defekt leicht zum seelischen werden, ja, er muß es werden. Sie sind mittheillos, denn fremdes Leid vermögen wir doch nur aus dem eigenen zu erkennen und am eigenen zu messen, und man sieht nicht ein, was sie abhalten sollte, einen anderen Menschen lebendig zu zerstückeln, wenn ihnen seine Geberden und Mienen dabei Spaß machen.

2. Zum Daseinskampf schlecht Ausgerüstete stellen das Kontingent zur zweiten Klasse. Die vollkommen Blödsinnigen begehen selten Verbrechen, weil — bei uns in Deutschland wenigstens — meist in Anstalten und Familien für sie gesorgt wird. Ueberlasse man sie sich selbst, so würden sie vagabundiren und stehlen. Denn, sagte mir der Vorsteher einer Idiotenanstalt, wir bringen sie zwar so weit, daß der Werth der Handarbeiten, die sie bei uns leisten, die Kosten ihres Unterhaltes ungefähr deckt; aber draußen in der Welt, ohne unsere Leitung und unsere Einrichtungen, können sie Das nicht leisten. Nun giebt es aber Tausende von Menschen, die zwar nicht geradezu blödsinnig, aber mit allerlei körperlichen oder geistigen Defekten behaftet sind, die ihre Arbeitskraft, ihre Urtheilskraft, ihre Widerstandskraft, ihre Unternehmungslust, ihren Wagemuth, ihre Ausdauer vermindern, so daß sie schon leichteren Versuchungen unterliegen und nicht im Stande sind, sich in schwie-

rigen Verhältnissen durchzuschlagen; leichte Verhältnisse giebt es aber im modernen Staate eigentlich gar nicht. Wenn man von solchen Menschen sagt, sie seien mit der Anlage zum Stehlen oder zum Vagabundiren geboren, so ist Das nicht korrekt ausgedrückt. Ihre erbliche Belastung besteht nur in einer schwachen oder sonst fehlerhaften Konstitution, die sie leicht in eine Lage bringt, wo ihnen nichts übrig bleibt, als zu betteln oder zu stehlen.

3. Menschen, die den Verhältnissen — dem Milieu, sagt man heute — unterliegen. Das Milieu wirkt selbstverständlich bei allen Klassen von Verbrechern auf das Uebel fördernd oder hemmend ein. Hier habe ich nur die Fälle im Auge, wo es die alleinige oder wenigstens die Hauptursache ist. Der normale Mensch vermag eine mittlere Last von Entbehrungen und Leiden zu ertragen, mittlere Schwierigkeiten zu überwinden, mittlere Arbeitsleistungen zu vollbringen; wer Heroismus von ihm fordert, ist unverständlich. Rathet man ihm zu viel zu, so wehrt sich sein Selbsterhaltungstrieb dagegen aktiv oder durch passiven Widerstand; er sticht seinen Beiniger nieder oder legt sich hin und thut nicht mehr mit. Heute nun wird so viel Uebermenschliches so Vielen zugemuthet, die ihrer Abkunft nach eher etwas unter als über normal sein müssen, daß ich mich immer nicht über die Menge, sondern über die geringe Anzahl der Verbrechen wundere; schwachen Weibern und Knaben werden Lasten und Entbehrungen aufgebürdet, vor denen der stärkste Corpsbursche zurückbeben würde. In manchen Fällen läßt sich der verhältnißmäßig günstige — für die verehrliche Gesellschaft günstige — Verlauf unseres unvernünftigen Kulturlebens erklären. Ein berliner Anstaltgeistlicher hat vor einigen Jahren wiederholt in oberschlesischen Blättern vor gewissen Agenten gewarnt, die um Ostern arme Jungen für berliner Väter kaufen und zwanzig Mark für das Stück bezahlen; je nach dem Knochen- und Muskelbau geben sie auch etwas darüber oder darunter. Er hat das Elend dieser Jungen in seinem Krankenhause kennen gelernt. Nun heißt es offenbar, einem Jungen den höchsten Heroismus zumuthen, wenn er sich schon vor dem siebenzehnten Jahr zum Invaliden schinden, langsam hinrichten lassen und dabei still halten soll. Das Natürliche würde sein, daß er fortläuft und, wenn er keine andere, bessere Erwerbarbeit bekommt, vagabundirt und stirbt. Auch über Mordversuche gegen seine Beiniger würde ich mich nicht wundern. Das geschieht nur verhältnißmäßig selten oder gar nicht, offenbar, weil die Jungen ihre leibliche Widerstandskraft überschätzen, Viele von ihnen plötzlich erschöpft daliegen, ehe sie sich versehen, und dann nach längerem Siedthum sterben, die Uebrigen aber, von Jugend auf an Entbehrungen und Schläge gewöhnt und gebrochenen Willens, zu feig und zu energielos sind — zu fromm, zu gewissenhaft, zu gut erzogen, sagen die Heuchler —, um noch einen Befreiungsversuch zu wagen. Die Schwäche der Opfer schützt also die Gesellschaft vor unzähligen Verbrechen

und bewahrt sie auch vor der Gefahr, durch Massenselbstmord Hunderttausende von kostbaren Arbeitsthieren zu verlieren; gerathen aber Menschen von ungebrochener Kraft in unleidliche Verhältnisse, so suchen sie sich, wenn es keinen anderen Ausweg giebt, durch Verbrechen oder Selbstmord zu befreien, — es müßten denn Heilige sein; aber die echten Heiligen sind wohl noch seltener als die geborenen Verbrecher. Der geringere Antheil des weiblichen Geschlechtes an der Kriminalität erklärt sich hauptsächlich daraus, daß die Frauen, wenn auch heute mehr als früher, doch immer noch nicht in dem selben Umfang wie die Männer auf selbständigen Erwerb angewiesen sind, daß auch von den ärmeren viele als Familientöchter und später als Ehefrauen versorgt werden, von den übrigen aber die für den Konkurrenzkampf zu schwachen in die Prostitution flüchten; gelänge es gewissen Thoren, diese zu unterdrücken, so würden nach Kassirung der Listen der Sittenpolizei die meisten Kontrollmädchen sehr bald in anderen Polizeiregistern wiedererscheinen. Daß das verschlechternde Milieu nicht immer im Elend, oft auch in den Lastern und Verbrechen der Umgebung besteht, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Jeder weiß, wie beide Arten von Milieu zusammenhängen, wenn auch natürlich Laster und Verbrechen nicht aufs Proletariat beschränkt bleiben.

4. Die Verbrecher aus Leidenschaft sind den geborenen Verbrechern insofern verwandt, als sie eine abnorme Anlage geerbt haben, unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß es nicht ein Defekt, sondern ein Uebermaß ist, was ihnen zum Verhängniß wird: ein übermächtig entwickelter Trieb. Da alle Triebe an sich gut und edel sind, so können sie von Haus aus gute und edle Menschen sein; ob sie Helden, Heilige, Fanatiker oder Zuchthäusler werden, hängt von Umständen ab, zu denen selbstverständlich die Erziehung gehört und die Selbsterziehung: die Richtung, die ihre gewohnte Autosuggestion eingeschlagen hat. Tiefer in diesen Gegenstand eingehen, hieße, den Dichtern und Romancisten ins Handwerk pfeuschen.

5. Gelegenheitverbrecher sind normale Menschen, die nicht, wie die der dritten Klasse, durch beständig wirkende ungünstige Einflüsse allmählich aus dem gesetzlichen Gleise gedrängt, sondern überrumpelt und durch einen einzigen Stoß hinausgeschleudert werden. Wie die äußere Lage, so unterscheidet sich auch die Seelenverfassung dieser Leute von der der Angehörigen der dritten Klasse. Diese sind durch anhaltendes Elend, durch Widerwärtigkeiten aller Art schon lange verbittert, verdüstert, verwirrt und geschwächt worden, ehe sie den ersten Schritt vom gesetzlichen, aber für sie keineswegs bequemen, Wege ab thun auf Seitenpfade, die oft weniger beschwerlich sind, so daß sie in Beziehung auf ihr Wohlbefinden gar keinen Bruch mit der Vergangenheit spüren. Die Anderen thun einen Seitensprung, den sie sofort zurückzuthun suchen, ohne daß ihre Gemüthsverfassung aufgehört hätte, legal

zu sein. Gelingt das Zurückspringen nicht, so können mit der Zeit Lebensgang und Gesinnung kriminell werden. Ladendiebinnen, die damit angefangen haben, daß sie einmal den Gegenstand, den sie kaufen wollten, eingesteckt haben, weil ihnen bei einer großen Zahl vor ihnen abzufertigender Kunden das Warten zu lang wurde, Personen, die Glück haben im Finden und, dieses Glück ausnützend, immer näher dem Hause des Verlierers, zuletzt in seiner Stube, auf seinem Tisch und in seiner Schublade finden, rechne ich nicht zu den Gelegenheitverbrechern, sondern in die zweite Klasse: es sind Schwächlinge, Menschen von ungenügender sittlicher Widerstandskraft. Ich lasse also die Bezeichnung nur für Solche gelten, die im aufwallenden Zorn einen Mord begehen, in schwieriger Lage sich durch ein gewagtes Manöver helfen, um einen Freund nicht zu verrathen, einen Meineid schwören, — und was dergleichen Unfälle mehr sind.

6. Berufsverbrecher, Leute, die aus dem Verbrechen ihr Handwerk machen und ihren regelmäßigen Erwerb daraus ziehen, werden alle Mitglieder der vorhergenannten Klassen, wenn ihnen die Umstände gestatten oder sie dazu zwingen, nach dem ersten Verbrechen weitere zu begehen und ihre verbrecherische Thätigkeit Jahre lang fortzusetzen.

7. Endlich giebt es Verbrecher, die so genannt und als solche bestraft werden, in Wirklichkeit aber keine sind. Die Gesetzgeber konstruiren künstliche Verbrechen, erklären irgend Etwas für eine Schädigung von Personen oder Gemeinschaften, das keine ist, und stellen es als Verbrechen unter Strafe. Zu diesen Quasi-Verbrechen gehören die meisten politischen und fast alle Preßvergehen. Wird ein solcher Quasi-verbrecher durch gerichtliche Prozeduren aus seiner Laufbahn und aus der bürgerlichen Ordnung herausgerissen, so kann er mit der Zeit ein wirklicher Verbrecher werden und sogar in den sechsten Höllkreis hinabsinken.

Reiße.

Karl Zentsch.



Der Baum des Gewissens.

Es war eine große, dichte Tanne, deren Zweige unten auf den Boden stießen. Sie stand unweit von meinem Fenster mitten unter den Birken im Park, dicht neben dem großen Fahrwege. Wenn ich am Morgen aufstand und hinausblickte, mußte ich sie ansehen, — zuerst sie. Wenn ich abends zum letzten Mal auf den Hof hinausstrat, blickte mir ihr Dunkel entgegen, unheimlich auf dem mond hellen Himmel. Wenn gar der Mond

hinter sie trat, wuchs sie gespensterhaft und fetsam groß empor und die Sterne funkelten dann durch ihre Nadeln hindurch, wie mit einem verhaltenen böshaftern Lachen.

Sie flöste mir schon Furcht ein, als ich noch ein Kind war; ich machte immer einen langen Umweg, um sie zu vermeiden, denn ich glaubte, böse Kobolde wohnten unter ihren Zweigen. Wenn ich, größer geworden, zu irgend einer Unthat auszog, hörte ich, wie sie mit ihrem Säusen mich warnte; und wenn ich wieder heimkehrte, klang ihr Tadel laut in meine Ohren. Es war sicher in ihr Etwas, das mir beständig nachspionirte.

Sie hörte niemals auf, zu sausen. Wenn es stürmte, übertönte ihre Stimme die des ganzen übrigen Waldes; und wenn die Bäume mit grünem Laub und die Büsche um sie her ganz leise im Abendwinde säuselten, klang dagegen die Stimme der Tanne immer wie zürnendes Brausen. Auch wenn kein Windhauch ging und die anderen Bäume alle unbeweglich stillstanden, glaubte ich ein seltsames Murmeln aus dem Dicksicht ihrer Zweige zu vernehmen. Und wie heiter auch das Abendlicht über dem Laubwalde spielte, wie glücklich auch die schlankstämmigen Birken stehen und sich von der warmen Sommer Sonne lieblos lassen mochten, — immer stand die Tanne dunkel und grübelnd düster da. Im Sommer war sie zwar ziemlich von den Laubbäumen verdeckt; aber wenns Winter geworden und das Laub raschelnd zur Erde gefallen war, erschien sie wieder in all ihrer Größe und Schrecklichkeit.

Und je älter ich wurde, um so furchtbarer wurde sie mir. Mit jedem Winter kam sie mir unheimlicher vor: es war, als bedrückte ein verborgenes Leid ihre Seele, als brütete sie deshalb Rache. Sie sah Alles und wußte Alles; und Alles tabelte sie. Auch an mir. Und ich begann, ernstlich zu fürchten, es möchte ihr einmal einfallen, auf mich herabzustürzen und mich unter ihren Zweigen zu begraben.

Da saßte ich die geheime Hoffnung, der Bliß würde sie einmal fällen. Aber der Bliß zerplitterte wohl meine neue Wetterfahne und nahm ein nächstes Mal ein Stück von der Mauer mit; der Tanne jedoch, die höhnißch ihren Pelz schüttelte, that er nichts an. Ich hoffte, die Herbststürme würden sie einmal stürzen; dann wäre ich sie los gewesen. Aber wenn der Sturm die Birken neben ihr zu Boden riß, stand die Tanne nur um so finsterner, troziger und reckte sich empor und peitschte die Luft mit ihrem nadeligen Schweif. Sie brüllte wie ein wüthender Löwe; und ich floh dann in mein abgelegenstes Zimmer.

Endlich befahl ich, sie umzuhauen, und mietete Männer, die Arbeit auszuführen; die Männer aber entdeckten geheime Zeichen in ihrer Rinde und nannten sie einen Heiligen Baum, einen Baum der Toten und sagten: Unfall und Unglück würde Den treffen, der sich erdreistete, sie anzurühren.

Da beschloß ich, selbst ihr das Leben zu nehmen; und ich schälte im Geheimen, während der Zeit, da der Saft im Baume steigt, ihre Rinde ab. Ich dachte, sie würde daran sterben, — aber im Herbst stand sie doppelt düster und unheimlich, wie ein Gespenst, da und ihre nun vertrockneten Zweige knackten und krachten nur noch schrecklicher. Ich bekam keine Ruhe. Einmal, in maßloser Wuth, hieb ich mit der Axt in ihren Stamm, hieb zu . . . bis ich selbst vor Erschöpfung niederfiel. Die Nacht kam; und die Tanne stand nach wie vorher, hoch und sicher.

In der selben Nacht aber kam dann ein Sturm; der stürzte sie und sie fiel mit solchem Getöse zu Boden, daß ich glaubte, die Erde würde bersten und mein Haus verschlingen.

Am Morgen eilte ich hinaus, um über meinen gefallenen Feind zu triumphiren. Endlich lag sie nun da, mit dem Scheitel am Boden, und ich hieb die dürrn Zweige von ihrem Stamme ab und freute mich auf das stattliche Lustfeuer, das ich machen wollte. Ich war außer mir vor Schadenfreude, endlich den Bösen besiegt zu haben.

Als ich dann aber frohlockend umherblickte, bemerkte ich, daß die Riesentanne mitten in Hunderte von kleinen Kameraden gestürzt war, die ich bisher nie bemerkt hatte. Da war ein ganzer kleiner Wald aus dem Samen und im Schutze der großen Tanne herangewachsen. Eigensinnig, zornig und nachelrig standen diese Zwerge da, wie eine drohende Schaar.

Einen Feind war ich los geworden, — und nun sah ich hundert andere an seiner Stelle. Hundert andere, die größer und größer werden und mir morgens und abends entgegenstarren und in mein Ohr die selbe Melodie singen würden wie früher ihr Vater. Ein ganzer Chor böser Geister, statt des einen, würde an meine Missethaten täglich mich mahnen, mit seinem gräßlichen ewigen Gesang, und würde sehen, was ich immer thue und nicht thue, und mich nie auch nur eine meiner Thaten vergessen lassen . . .

So lange ich lebe, werde ich sie nicht los. Ich werde sie niemals vernichten können. Sie werden und müssen gedeihen und wachsen. Und ich bin sicher: wenn man mich einmal in die Erde senkt, am Begräbnistage noch werden sie als Ehrenwachen um meinen Sarg stehen. Und gute Freunde, die mich ehren wollen durch ein Angedenken an mein Heim, an mein Dasein, werden einen Kreis pflanzen um den Hügel vor dieser tausenden Brut der Tanne meines Gewissens.

Helsingfors.

Juhani Aho.



Afghanistan.

Die strategische und politische Bedeutung Afghanistans gipfelt in seinem Werth als Pufferstaat zwischen Rußland und Britisch-Indien. Wenn Pufferstaaten die Aufgabe zufällt, zwei benachbarte, durch Interessengegenstände getrennte Reiche an Konflikten zu hindern, so vermag Afghanistan, mit seiner gewaltigen räumlichen Ausdehnung, seiner vielfach hochgebirgigen Beschaffenheit, seiner kriegerischen Bevölkerung und heutigen Heeresorganisation, sehr wohl dieser Aufgabe gerecht zu werden, wenn sich sein Oberhaupt nicht durch fremdes Gold oder sonstige Anerbietungen gewinnen läßt, sondern entschlossen ist, die Unabhängigkeit seines Landes gegen jeden Angriff energisch zu vertheidigen. Dieses Ziel hatte die Vermehrung und Reorganisation des afghanischen Heeres durch Abdurrahman; und man darf annehmen, daß sein Nachfolger sie zum selben Zweck zu verwerthen gedenkt. Falls nicht etwa nachträglich noch Streitigkeiten über die Thronfolge entstehen und Rußland einen Grund zur Intervention bieten, könnte Habib Ullah in einem zwischen England und Rußland wegen Herats und des Thales von Heri Rud ausbrechenden Kriege mit seinem Heer zum entscheidenden Faktor werden.

Das gewaltige, mit Ausnahme der Flußthäler des Heri Rud, des Hilمند, Argandab und des Wüstenstrichs Registan gebirgige, rauhe und unwirthliche Gebiet Afghanistans, dessen Umfang größer als der Deutschlands ist, eignet sich mehr zu einem Volks- und Guerrillakriege als zum Beispiel die beiden Burenrepubliken Südafrikas, die ihre Haupterfolge bekanntlich der gebirgigen Beschaffenheit Natals verdanken; und das militärisch organisirte, in 20 Infanterieregimenter formirte und 27000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie und 4000 Mann Artillerie mit 360 Geschützen, auf Kriegsstärke 100000 Mann umfassende Heer Afghanistans dürfte, ungeachtet seiner minderwerthigen Infanteriebewaffung mit Henry-Martini- und Snibergewehren, in Anbetracht seiner dem Burenheer weit überlegenen Stärke auf dem heimischen gebirgigen Kriegsschauplatz eine noch größere Widerstandskraft zu entwickeln im Stande sein als die Milizarmee der Transvaalbauern. Sollte Rußland also die Absicht haben, für einen ihm genehmen Herrscher, vielleicht für den bei ihm das Gnadenbrot essenden Ischal Chan oder für Mohammed Umar, den vierten Sohn Abdurrahmans, mit Waffengewalt aufzutreten, so würde es aller Voraussicht nach den weit überwiegenden Theil des afghanischen, dem neuen Emir ergebeneu Heeres gegen sich haben und außerdem ein beträchtliches indobritisches, aus einem Theil der europäischen Regimenter

Englands in Indien und etwa den zuverlässigen Gurkahregimentern gebildetes Hilfscorps. Von den politischen Verhältnissen Indiens wird es abhängen, in welcher Stärke dieses Hilfscorps in Afghanistan aufzutreten vermag.

Die indobritische Armee besteht aus 74000 Mann europäischer und 151000 Mann eingeborener Truppen und muß, da sie ein unterjochtes Land zu bewachen hat, im Innern starke Streitkräfte zur Aufrechterhaltung der Herrschaft Englands zurüchlassen. Britische Fachmänner meinen, für einen Offensivstoß nach Herat seien nur 60000 Mann verfügbar, für die bedrohte Westfront Indiens im Ganzen 150000 Mann, während der Rest im Innern des Landes, in Peshawar, Quetta, Lahore, Delhi, Allahabad, Ludnow und anderen Orten, stehen bleiben müßte. Mögen diese Zahlen auch etwas zu hoch gegriffen sein, so könnte England jedenfalls doch mehr als 100000 Mann im Felde verwenden und nicht, wie heute vielfach behauptet wird, nach Afghanistan nur 30000 Mann europäischer Truppen schicken. Allerdings ist das indobritische Heer heute in keiner besonders guten Verfassung, da fast 30000 Mann, deren Dienstzeit abgelaufen ist, aus Mangel an Ersatz bei der Fahne zurückbehalten sind und eine große Anzahl von Pferden nach Südafrika abgegeben worden ist. Ferner ist eine große Anzahl der Eingeborenenregimenter nicht gegen europäische Truppen verwendbar; nur die Gurkah-, Sikh- und Beludschiregimenter sind dazu geeignet. Was jedoch die Bewaffnung betrifft, so ist die der indobritischen Truppen der russischen mindestens gleichwerthig und ihre bewegliche Artillerie von 70 Feldbatterien sogar der schwerfälligen russischen Artillerie, auch an Geschützmaterial, überlegen. Auf den gebirgigen Kriegsschauplätzen Afghanistans fällt die verhältnißmäßig geringe Anzahl der indobritischen Kavallerie — 44 Regimenter, darunter nur 9 englische — und ihre Bewaffnung mit dem veralteten Martini-Henrykarabiner nicht ins Gewicht. England ist daher, namentlich im Bündniß mit Afghanistan, immerhin in der Lage, einem russischen Angriff auf Afghanistan entgegen zu treten, und verfügt dabei über den politischen wie militärischen Vortheil, von Peshawar und Quetta aus in wenigen Tagemärschen vor den nur einige dreißig deutsche Meilen entfernten militärischen Hauptcentren Afghanistans, Kabul und Kandahar, erscheinen zu können. Was Herat betrifft, von dem die Russen bei Ruschk mit angeblich 40000 Mann nur zehn deutsche Meilen entfernt sein sollten, so wäre hier Rußland in der Lage, sich durch überraschendes Vordringen gegen diese Hauptstadt und das westliche Thal des Hei Rud Weider zu bemächtigen, bevor die Hauptmacht der Streitkräfte Afghanistans und namentlich die des britischen Hilfscorps zu deren Schutz versammelt sein könnten. Zwar ist Herat, das schon seit geraumer Zeit eine feste Umwallung und namentlich starke Thorbefestigungen hatte, in neuester Zeit stärker befestigt und mit modernen Geschützen armirt

worden. Allein Rußland verfügt im Militärgouvernement Turkestan nicht nur über 40 Bataillone und 48 Eskadren, sondern auch über 17 Feldbatterien mit 136 Geschützen, ferner über 7 Festungartillerie-Compagnien mit den entsprechenden schweren Kalibern und über 18 Pionier-, Sappeur- und sonstigen Ingenieurcompagnien, so daß es ihm nicht schwer fallen könnte, die im Festungskrieg völlig ungeschulten Vertheidiger Herats, selbst bei, — wie zu erwarten — starker Besetzung des Platzes durch die Afghanen bald zu überwältigen und damit einen festen Stützpunkt im Thale des Heri Rud zu gewinnen.

Beschawar, das nördliche indobritische Militärcentrum, liegt etwa 117 deutsche Meilen von Herat entfernt; und das britische Hilfscorps könnte, da es sehr schwierige Gebirgsstrecken zu passiren hat, bevor es ins Thal des Heri Rud gelangt, erst in etwa sechs Wochen bei Herat eintreffen, da der Heeresstroß, den es in dem rauhen, unwirthlichen Lande mitzuführen genöthigt ist, ihm ein so rasches Vordringen, wie das des Lords Roberts 1880 auf der kürzeren und weit bequemeren Strecke nach Kandahar war, verbietet. In diesem Zeitraum aber könnte Rußland vielleicht den Widerstand der Afghanen auch im mittleren und oberen Thal des Heri Rud brechen und den Engländern an den wichtigen Pässen des Koh-i-Paba entgegentreten. Ob es jedoch im Stande sein würde, in dem hochgebirgigen nordöstlichen Afghanistan dann die vereinigten Streitkräfte der Afghanen und Engländer, selbst mit beträchtlicher numerischer Ueberlegenheit, zu überwältigen, muß bei der Landesvertheidigung ungemein günstigen Beschaffenheit des Landes bezweifelt werden. Freilich würde es auch den Engländern und Afghanen schwer werden, eine starke, auf das besetzte und inzwischen von den Russen neu armirte Herat gestützte russische Truppenmacht aus der besetzten Hauptstadt und dem Thale des Heri Rud wieder zu vertreiben.

Rußland verfügt in den weiten Gebieten des Militärgouvernements Turkestan über etwa 37 000 Mann sofort im Felde verwendbarer Truppen, die, auf Kriegsstärke gebracht, mit den Besatzungstruppen auf etwa 60 000 Mann zu veranschlagen sind. Doch diese Truppen müssen so beträchtliche Garnisonen an den wichtigsten Punkten des unterworfenen Landes zurücklassen, daß sich ihre verwendbare Zahl sehr vermindert. Deshalb ist schon der Befehl zur Marschbereitschaft an die acht kaukasischen Schützenbataillone ergangen. Mit einer Truppenmacht aber von 40 bis 50 000 Mann würde Rußland zwar einen Handstreich auf das von Afghanen stark besetzte Herat, nicht aber den sich anschließenden Krieg gegen die Hauptmacht Afghanistans und des britischen Hilfscorps durchzuführen vermögen. Dafür wären nach der Ansicht Sachverständiger wenigstens 200 000 Mann erforderlich, eine Ziffer, die gegenüber den 100 000 Mann der Afghanen und den 60 000 Mann eines britischen Hilfscorps den Russen nur eine numerische Ueberlegenheit von

40 000 Mann sichern würde, die freilich durch die Schwierigkeiten des Kriegsschauplatzes und die gewaltige Länge der Verbindungslinie vielleicht kompensirt wäre. Daß auf den Fall Herats der oft prophezeite Kampf um Indien folgen würde, ist nicht anzunehmen, da Rußlands finanzielle Lage so ist, daß es kaum im Stande sein dürfte, einen langwierigen Offenkrieg gegen England zu führen, der es zugleich zwingen würde, seine gesammten Küstengebiete an der Ostsee und am Stillen Ozean gegen den Angriff der englischen Flotte in Vertheidigungszustand zu setzen. Sollte es aber wider alles Erwarten zu einem Kampf um Britisch Indien kommen, so wäre Afghanistan für die russischen Operationen von größter Bedeutung, denn der Blick auf die Karte zeigt, daß Britisch Indien von Rußland nur auf dem Wege durch Afghanistan anzugreifen ist. Der südliche Weg durch Persien und Beludschistan ist wegen seiner Länge und des Mangels an jeglicher Bahnverbindung unbeschreitbar.

Bei dieser Lage der Dinge gewinnt Afghanistan und namentlich Herat für Rußland doppelt an Bedeutung, da die russische Angriffsoperation hier einen Stützpunkt und eine Zwischenbasis fände. Die Hauptstadt Herat gilt als Schlüssel zu der großen „Königsstraße“, die aus Persien nach Indien führt, und ist in kommerzieller wie in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Als Mittelpunkt des Karawanenhandels und Stapelplatz zwischen Indien und Westasien war sie von je her allen Eroberern, die von Westasien vordrangen, ein unentbehrlicher Stützpunkt. Das Gebiet von Herat ist eins der fruchtbarsten und bevölkerlichsten Thäler Asiens; hier münden die Handelsstraßen von Kabul, Balkh, Bokhara, Khiva, Merschhed, Isbahan, Seistan und Kandahar. Es bietet für eine russische Operation gegen Indien eine vortreffliche Basis, wo Streikräfte gesammelt, Kriegsmaterial und Vorräthe aller Art angehäuft werden können. Von Tiflis nach Herat beträgt die Länge der russischen Operationslinie über 200 deutsche Meilen, so daß besonders, weil die transkaspische Bahn bei Kuschl endet, die Schaffung einer Zwischenbasis außer der, die das unwirthliche Turkestan bietet, in Herat unerlässlich ist. Darin liegt für Rußland die Bedeutung Herats für den dereinstigen Kampf um Britisch-Indien. Zwar sind mit der Errichtung dieser Zwischenbasis die Schwierigkeiten keineswegs überwunden, denn noch bleibt eine Anmarschlinie von etwa 120 deutschen Meilen Länge oder, wenn die projektirte Bahn von Herat nach Kandahar gebaut sein wird, der 30 Meilen kürzere Weg über Kandahar zurückzulegen. Dieser führt jedoch gegen die hohen Gebirgsketten, die dem verschanzten Lager von Quetta, dem südlichen indobritischen Militärcentrum, westlich vorgelagert sind, und die russische Armee muß diese starke Position überwältigen oder doch dauernd im Schach halten, bevor sie im Thal des Indus westlich der indischen Wüste auf weitem Umwege ins Pendschab zu gelangen vermöchte, wo auch in diesem Kriegsfalle,

wie in alter Zeit, die Entscheidung im Kampf um Indien liegen würde. Auch dieser Weg erscheint daher ausgeschlossen, so lange die Bahn nach Kandahar nicht vollendet ist, und alle Verhältnisse weisen auf die alte Invasionstraße durchs nördliche Afghanistan hin.

Während aber Rußland, das noch unlängst einen mit über 100 000 Mann geführten Krieg in der Mandschurei unter erheblichem, noch nicht zurückerstattetem Kostenaufwand beendete, finanziell zur Durchführung eines langwierigen Krieges nicht die Kraft hat, ist England durch den südafrikanischen Krieg so sehr in Anspruch genommen, daß es in einen Krieg um Herat oder gar Indien mit keinem einzigen Bataillon seiner Inlandstruppen einzugreifen vermöchte und die indobritische Armee dabei völlig auf sich selbst angewiesen wäre. Auch sind die anglo-indischen Grenzbefestigungen am Khaibrpaß und den Pässen des Suleimangebirges in einer solchen Verfassung, daß sie, wie die Rekognoszierung eines russischen Generalstabsoffiziers ergab, moderner Artillerie kein dauerndes Hinderniß entgegensetzen können. Schon früher hielt Lord Roberts als Höchstkommandirender in Indien eine Verstärkung der dortigen Truppen um 20 000 Mann für geboten; und noch vor Kurzem wurden von Fachmännern in Anbetracht der Entsendungen nach Südafrika, China, Ceylon und Singapore nur 30 000 Mann für eine Operation in Afghanistan als verfügbar angesehen. Inzwischen sind jedoch die nach Südafrika und China entsandten indischen Truppen zurückgekehrt, so daß heute 50 bis 60 000 Mann verfügbar erscheinen. Da auf beiden Seiten aber wesentliche Gründe gegen die Führung eines großen Krieges wegen Herats oder eines der einen oder der anderen Partei besonders genehmen Thronprätendenten oder gar wegen Indiens sprechen, so dürfte die Wolke, die nach dem Tode Abdurrahmans am politischen Wetterwinkel Centralasiens erschien, wohl vorüber ziehen, ohne sich zu entladen.

Breslau.

Oberlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Colonne in Deutschland.

Die Franzosen haben nun ihre Revanche. Sie haben sich zu Wagner bekehrt, unseren deutschen Komponisten überhaupt und besonders Beethoven eifriges Studium gewidmet und auch die deutschen Orchester und ihre Dirigenten reich mit Lorbeer, Beifall und Francstücken überschüttet. Da-

für hat jetzt ihr Colonne mit seinem Orchester einen Triumphzug durch Deutschland erlebt. Frankreich hat seine Revanche. Man durfte sie ihm nicht versagen und konnte sie ihm gern, von Herzen gern geben. Es war mehr als Sensation, was den Erfolg der Franzosen bei uns bewirkte. Es waren auch nicht nur die berühmten französischen Bläser, von denen uns Deutschen, so weit wir sie nicht an der Seine schon hatten schalmeien hören, solche Wunderdinge erzählt worden waren, die künstlerisches Interesse hervorriefen. Es waren seltsam aus Völkerpsychologie, künstlerischer Nationalökonomie, Aesthetik, Akustik, Musikgeschichte von allen Ecken zusammenlaufende Gedanken, die gewogen und gefächelt sein wollten.

Das Erste, wofür wir Colonne zu danken haben, war die Wahl seines Programmes. Ich urtheile nach Leipzig, vermüthe aber, daß es in den anderen Orten nach ähnlichen Gesichtspunkten aufgestellt war. Der Künstler verzichtete darauf, uns vormachen zu wollen, wie der Franzose deutsche Musik aufführt. Er gab zur Einführung mit der großen Leonoren-Ouverture den Beweis, daß er Beethoven spielen kann, erinnerte mit gutem Recht durch das Bacchanale aus „Tannhäuser“ an Das, was er für Wagner in Frankreich gethan hat, und zeigte im Uebrigen moderne französische Kunst.

So bedeutete die Bekanntschaft mit den Franzosen eine wirkliche künstlerische Bereicherung. Was lernten wir dabei? Nichts zum Nachahmen. Das würde uns schlecht bekommen. Die moderne französische Composition, wie sie uns Colonne zeigte, ist zum guten Theil höhere Unterhaltungsmusik, ihr Element ist die rein klangliche Wirkung, ihre Hauptreize sind Farbenreichtum und Wärme des Gefühles, Temperament im Rhythmus und in der Tongebung, Eleganz, esprit, Geschmack. Wir werden in Alledem nie zu gleicher Vollendung bringen, wir werden immer entweder zu gelehrt oder zu sentimental, zu ehrlich oder zu trivial, zu eckig oder zu parfümirt sein. Wir sollten diese Spezialität den Franzosen lassen; aber wir sollten sie kennen und für die Abende, wo wir einmal gut musikalisch zu soupiren wünschen, wo wir mit guten Menschen zusammen in einem Kurpark angenehm plaudern und in den Flirt hinein ein paar wohlthuende Töne hören wollen, uns auf diese Gaben einer feinen Zerstreungskunst besinnen. Wir wollen außerdem ja nicht thun, als ob unsere deutschen Konzertsäle zu heilig für Charpentier oder Lalo wären. Was uns dank einer zum Theil nur zu Geschäftszwecken gepflegten Russomanie unsere Dirigenten manchmal von Tschaikowski vorzeigen, ist nicht nur nicht besser als diese französischen Confituren, sondern hat sogar den Nachtheil, daß es nicht echt, sondern à la gearbeitet ist. Ich begreife nicht, warum Eindrücke, wie man sie von den Darbietungen Colones eruent bekommt, nicht in unseren Konzertmodernen den sehr vernünftigen und durchaus künstlerischen Gedanken anregen, ihr

Publikum mit den Gaben der feinen und eleganten Unterhaltungskunst an besonderen Abenden bekannt zu machen. *Aut prodesse volunt aut delectare potest*, sagte einst Horaz. Unsere Konzertdirektoren könnten sich daraus ein recht brauchbares Motto für ihre Thätigkeit zurecht machen. *Prodesse* — geistig fördern und erheben; *delectare* = unterhalten; statt Dessen kennen unsere Dirigenten leider meist nur: das Streben, von der Menge beachtet, vergöttert zu werden. Colonne gehört nicht zu dieser Schaar. Wir haben in Deutschland viele Dirigenten, die entweder von Natur öligler oder aus anderen Gründen parfümirter, die theatermäßiger, französischer sind als dieser Pariser. Er ist überraschend ehrlich, grade, gesund, schlicht, energisch, — deutsch. In seinen Bewegungen härter, als die moderne Richtung es liebt, bestimmt und klar, fast soldatisch stramm und straff; ein General oder mindestens ein kerniger Major, der von den Lientenantsalluren, die bei vielen unserer Musikparaden im Konzertsaal erreicht sind, nichts weiß. Colonne dirigirt nur für sein Orchester. Das ist alte Schule. Ich mußte unwillkürlich an Wöllner in Köln denken. Zugeben muß ich dabei, daß er die modernsten Nuancen auf diese Art nicht herausbringt; ich weiß, daß das Bacchanale im Tannhäuser sehnüchtere Arme verlangt und Augenaufschlag und zuckende Lippen. Daß gerade ein Franzose diese Dinge nebensächlich behandelte und mehr im Sturm und Drang des Ganzen aufging, war gewiß Schuld der Persönlichkeit. Aber es war eben eine Persönlichkeit, — und Das war das Schöne.

Einzelne Sachen hätten sich allerdings in anderem Rahmen besser anhören lassen. Wenn man in der großen, postlosen Halle, wo der Leipziger in Ermangelung eines allgemein zugänglichen akustischen Konzertsaales bald Circus, bald Variété, bald Neunte Symphonie, bald Festredner, bald Lichtbilder genießt, zwischen den kritischen Häuptern der Fachleute, den wohlbekanntesten Gesichtern einiger Musikfreunde und dem im Durchschnitt höchst unpariserischen Publikum saß, dachte man wohl, wie sich *Le dernier sommeil de la Vierge* (von Massenet) ausnehmen müsse, wenn ihn das Orchester in die kleinen Ohren wenig verträumter Pariserinnen flüsterete.

Uebrigens sind die Franzosen natürlich nicht nur Salonkomponisten höheren Stils; sie versuchen sich auch in großen Formen. Von *Saint-Saëns* führte Colonne eine *A-moll-Symphonie* vor; ein amüsantes Werk; formell und technisch meisterhaft, melodisch und effectvoll. Um die Würde herauszubekommen, die eine Symphonie doch haben muß, geht der Franzose aber nicht in die Tiefe der beethoven'schen Ideenwelt ein, sondern arbeitet im strengen Stil der Fuge. Das klingt wie Ernst und Kraft und ist doch nur schöne Musik. Kein Tadel darum; es ist schön, daß der Komponist immer in seiner Haut bleibt. Ein Musiker wie er hat nicht nöthig, zu Ideen zu flüchten und Gedanken-Symphonien zu

bauen. Das kann er uns Deutschen überlassen. Aber wenn wir Deutschen einmal Symphonien hören wollen, die klingen, die nichts als Musik sind, dann sollten wir uns auf solche Werke besinnen. Statt daß wir immer wieder die vielen Symphonien der Epigonen Beethovens aufführen, die auch nicht mehr „heilige Kunst“ enthalten, sondern geschickt gemacht sind, die wir bloß lieb haben, weil wir sie einst mit der Großmutter oder der Musikante vierhändig spielten, — statt daß wir also diese guten Suppen jeden Winter wieder aufkochen, könnten wir uns einmal am Gewürz französischer Küche den Geschmack bereichern. Und nochmal sei's wiederholt: diese Franzosen sind, genau wie die Italiener, viel eher werth, importirt zu werden, als die Russen; denn deren noch sehr rückständige musikalische Kultur offenbart sich ja selbst bei ihren ersten Größen in einer Ungleichmäßigkeit der Erfindung und einem Mangel an Stil- und Kunstgefühl, der nur durch den Laß west-europäischer Kultur etwas übertüncht wird.

Ob sich unsere deutschen Konzertgesellschaften solchen Anregungen fügen? Ich glaube, eher werden sie aus Paris die Holzblasinstrumente, die Pauken und die prächtigen Becken beziehen, um dem Klang ihrer Orchester französischen *charme* zu verleihen. Die Instrumente thun aber nicht allein. Das Meiste that doch Colonne mit seinem Temperament.

Dazu noch eine akustische Anmerkung. Colonne liebt den *éclat* des vollen Orchesters. Von der Reserve unserer neueren ästhetisirenden Dirigenten ist bei ihm keine Spur. Was sein muß, fährt er drein wie Zeus Kronion. Ja, da geht aber die Deutlichkeit verloren, sagt der Wagnererschüler. „Zum Teufel mit der Deutlichkeit!“ Es giebt Stellen, wo sie zwecklos ist. Und nur an solchen Stellen läßt Colonne das Meer der Klangwellen branden und schäumen. Es ist *plein air-Malerei*; dann ist Luft und Sonne im Orchester, nicht das elektrische Kunstlicht, das bei uns so gern angewandt wird. Daß wir uns von einem Franzosen den Muth zu frischem Draufgehen lehren lassen müssen! In der Rhapsodie *Norvégienne* von Lalo, im Ungarischen Marsch aus Jansts Verdammniß, im Finale von *Saint-Saëns* gabs Musik dieser Art. Unsere Orchester wären in solchem Fall kaum vor Brutalität zu bewahren; bei Colonne klang selbst die stärkste Tonfalle viel anmuthiger als die aufdringliche, „prasselige“ Musik, die ein Theil unserer Orchester sich in den letzten Jahren angewöhnt hat. Wenn ich einen Wunsch äußern sollte, so wäre es der, von Colonne einmal Beethovens „Reunte“ zu hören. Den Anfang des vierten Satzes kann Niemand in Deutschland so wie er; und die Kantilenen des *Adagio*, die rhythmische Schärfe im *Scherzo*! Hoffentlich kehrt er bald wieder und erfüllt diesen Wunsch.

Leipzig.

Dr. Georg Gähler.



Des Narren Traum.*)

I.

Maske, sag, kennst Du mich nicht?
 Tanzten wir nicht einst zusammen?
 Glühete nicht Dein Angesicht
 Kostig unter all den Flammen?

Ist es lachend nicht erblüht,
 Als die Maskenschleier sanken
 Und wir Beide tanzensmüd
 Dann den Schaumesbecher tranken? .

Deiner Seele Melodie
 Und der Rhythmus Deiner Glieder
 Und Dein Rauschen, — zwangen sie
 Mich nicht auf die Kniee nieder?

Leise lächelnd littest Du,
 Daß Dich Blicke heiß umrannen,
 Und im Rauschen schrittest Du
 Wie ein goldner Strahl von dannen.

Wie der Sonne süßer Blick
 Flammt auf dämmernd blassen Wegen,
 Meine Liebe und mein Glück
 Träumten Rosen Dir entgegen.

Schrittest Du darüberhin
 Wie ein Traum auf Silberfüßen?
 Maske Du der Königin,
 Darf wie einst Dein Narr Dich grüßen?

*) „Salome. Des Narren Traum. Zwei Lieberkreise von Theodor Suse“:
 Das ist der Titel eines neuen Gedichtbuchs, das in diesen Tagen bei S. Hirzel
 in Leipzig erscheint. Salome kann nur als Ganzes empfunden werden; aus des
 Narren Träumen aber seien hier ein paar kleine Proben mitgetheilt.

II.

Was suchst Du auf der Wiese dort,
 Auf der Wiese grün und golden?
 Der Frühling, der ist lange fort
 Und die blauen Veilchen sind verdorrt,
 Die duftigen Veilchen, die holden —
 Schau um Dich, Du Narre!

Was willst Du im Abendsonnenglanz,
 Wo die Bäume, die dunklen, ragen?
 Du meinst wohl, weil Du den Blütenkranz
 Einst getragen, kannst Du den Reihentanz
 Mit den Frauen, den blühenden, wagen —
 Schau um Dich, Du Narre!

Siehst Du das Mondlicht schimmernd gehn
 Und die Wiese im Zauber erwachen?
 Blüten rauschen und Blüten wehn
 Und es wogt der Reigen, es winken die Feen,
 Hörst Du das silberne Lachen?
 Schau um Dich, Du Narre!

Warte ein Weilchen . . . Im dunkelnden Raum
 Wird Dich die Nacht erlösen.
 Schon flimmert es fern wie verwehender Saum,
 Verslogen der Glanz und versunken der Traum
 Und Du bist klug gewesen —
 Schau um Dich, Du Narre!

III.

Nun sattelt mein Roß, mein hölzernes Roß,
 In die Welt, in die Welt will ich reiten;
 Schon blinkt von fern das Märchenschloß
 Hoch über den duftigen Weiten.
 Dort wartet mein der Knappentrost,
 Mich grüßend hineinzugeleiten —
 Du Königin im Walde.

Nun gebt mir mein Kleid, mein festliches Kleid,
 Schwarz Atlas mit schneeigen Spitzen,
 Und haltet den Strauß von Veilchen bereit,
 Den Stern zu der Narrenmützen.
 Nicht wahr, das Schloß ist nicht mehr weit?
 Schon seh ich die Zinnen blitzen!
 Du Königin im Walde.

Und es raffelt die Brücke, es grüßt mich die Schaar,
 Das blinkende Schwert aus der Scheide;
 Schon naht die Prinzessin, Veilchen im Haar,
 Im diamantenen Kleide;
 Sie reicht mir die Finger zum Kusse dar
 Und verlegen stehen wir Beide —
 Du Königin im Walde.

Wir wandern im Garten, auf blumigem Plan,
 Wir wandeln auf sonnigen Wegen;
 Der Frühling hebt ein Kauschen an,
 Es schneit der Blütenregen;
 Prinzessin, sag, kennst Du den Wahn,
 Den heimlich Herzen hegen?
 Du Königin im Walde.

Komm mit in den Park, an die lauschige Stell',
 Wo die Bäume die Welt uns verhehlen;
 Auf moosigem Stein am schattigen Quell
 Da magst Du die Haare Dir strählen;
 Es murmelt das Wasser, es rauscht so hell,
 Als wollt' es uns Märchen erzählen —
 Du Königin im Walde.

Die alten Märchen vom Paradies,
 Das der Mann um das Weib verloren,
 Das Märchen vom Weib, das den Liebsten verließ,
 Weil ein Andrer ihr Eide geschworen,
 Märchen so weh und Märchen so süß
 für Kinder und Weise und Thoren —
 Du Königin im Walde.

Prinzessin . . . Und sind die Märchen nicht wahr,
 Sag an, woher sie stammen!
 Du lächelst und schweigst und strahlst das Haar
 Und ich starr' in die züngelnden Flammen.
 Die Märchenprinzess und der traurige Narr,
 Die taugen wahrlich zusammen —
 Du Königin im Walde.

Hamburg.

Theodor Suse.



Bankbeamte.

Die Bankbeamten nehmen heutzutage in unserer sozialen Hierarchie eine besondere Stellung ein. Nicht nur sie selbst dünken sich besser als die Commis, sogar als die der größten Waarengeschäfte: auch für Andere scheinen sie höher zu stehen. Namentlich in den Augen der Schwiegerväter und Schwiegermütter ist der Bankbeamte ein besonders begehrenswerther Artikel geworden. Dabei hat der Bankbeamte im großen Prozeß der Produktion dem Großkapital nur die Dienste einer proletarischen Hilfskraft zu leisten; und gerade an seiner Klassenexistenz ist zu erkennen, daß der großkapitalistische Betrieb im Bankgeschäft die Oberhand gewonnen hat. In der ökonomisch-technischen Entwicklung des Handels, also auch des Bankgeschäftes, sind genau die selben Phasen nachzuweisen wie in der Entwicklung der Industrie. Wie dort, so ist auch hier die Zahl der selbständigen Existenzen kleiner und immer kleiner geworden. Das Bankgeschäft ist das kapitalistische par excellence, denn in ihm ist das Kapital das Mittel zur Produktion. Und die Börsengesetzgebung, die ursprünglich nicht von antikapitalistischen Tendenzen ausging, hat in höchstem Maße zur Bevorzugung des Großkapitals beigetragen. Jeder nicht ganz Blinde hat gesehen, wie rasch seit der Annahme des Börsengesetzes die großen Banken zur Vorherrschaft gelangt sind. Auch auf diesem Gebiet können wir heute, wie in der Industrie, die Folgen der Entwicklung zum Großbetrieb in der sozialen Struktur der von ihr abhängigen Gesellschaftsschichten beobachten. Im industriellen Großbetrieb ist der überwiegende Theil der Arbeiter zur Maschine herabgedrückt. Der Bethätigungsraum qualifizierter Arbeiter ist eng und enger geworden und an ihre Stelle ist der unqualifizierte Handarbeiter getreten. Was die Maschine nicht thut, thut die notwendige Arbeitstheilung. Und gerade diese Arbeitstheilung ist auch im Bankfach für die Angestellten wichtig geworden. Zwar sind auch hier technische Veränderungen nicht ohne Einfluß geblieben. So ist hauptsächlich

durch die Ausdehnung des Telephons die Arbitrage vom schwierigen Kunststück zur eintönigen Handwerksarbeit herabgesunken. Die gut bezahlten Posten der Arbitrageure gingen ein oder verloren an Geltung. Noch viel wesentlichere Veränderungen aber hat die Arbeitsteilung bei den Großbanken bewirkt. Freilich muß man bedenken, daß der Bankbeamte nie solche Aussicht auf Selbständigkeit hatte wie der Commis im Kaufmannsladen; schon weil zum Betrieb eines Bankgeschäftes immer beträchtliche Mittel gehörten. Dafür aber wurde früher die Thätigkeit der Bankcommis als qualifizierte Arbeit angesehen, während sie heute mehr und mehr zur Maschinenarbeit wird. Man muß den Bankbetrieb praktisch kennen, um zu wissen, zu welcher Einseitigkeit der moderne Bankbeamte erzogen wird. Es ist eine selbstverständliche Forderung des Großbetriebes, daß ein Beamter so lange wie möglich auf dem selben Posten bleibt, weil er um so mehr Rechtwerth abwirft, je länger er eingearbeitet ist. So sitzen denn die Beamten an den Effektenkassen, bei den Coupons und besonders in der Buchhalterei Jahre lang in der selben Thätigkeit; natürlich werden sie einseitig und unfähig zu jedem anderen Betrieb. Dadurch gerathen die Commis der Banken in die selbe Lage wie die niedrigste Lohnarbeiterklasse. Immer geringer wird die Zahl Derer, die überhaupt noch fähig sind, qualifizierte Arbeit zu leisten; die Reservearmee aber wächst und die Gehaltsverhältnisse sind gedrückt. Die Grenze, die lange Bankbeamte und Waarencommis trennte, verschwindet ganz oder wird doch schwerer erkennbar. Während früher in guten Zeiten stets Mangel an tüchtigen Bankcommis war, kann man jetzt ohne Weiteres die jungen Leute aus der Waarenbranche herübernehmen. Die Folge ist, daß sich die Gehaltsverhältnisse der Bankbeamten dem niedrigen Niveau der Waarengehaltelöhne nähern.

Die Bankbeamten sind nun eigentlich darauf angewiesen, zur Besserung ihrer Lage die selben Schritte zu thun wie die Arbeiterschaft und ein Theil der Waarencommis. Sie müßten sich gewerkschaftlich organisiren, um den üblen Folgen der wirtschaftlichen Entwicklung, so gut sie vermögen, entgegenzuarbeiten. Doch zu den natürlichen Hindernissen, die jeder Commisorganisation entgegenstehen — dazu gehört namentlich die soziale Ungleichheit der zu organisirenden Elemente —, tritt bei den Bankarbeitern noch eine besondere Schwierigkeit: die Einbildung, daß sie Beamtencharakter tragen. Sind sie aber wirklich Beamte? Die wesentlichsten Merkmale der Beamtenchaft sind: geregelte Arbeitszeit; niedrigeres Einkommen als die im privaten Dienst Thätigen, dafür aber gesicherte Zukunft; und Unkündbarkeit. Darüber, daß bei den Banken die Arbeitszeit geregelt ist, dürfte kein Streit entstehen. Schon der zweite Punkt aber zeigt, daß die Bankcommis sich nicht Beamte nennen dürften. Allerdings sind in den letzten Jahren auch die Banklöhne niedriger geworden und die Direktoren sagen, dafür seien ihre Commis auch für die Zukunft versorgt. Aber mit dieser Versorgung sieht es doch recht windig aus. Beweis: die meisten Banken haben Pensionkassen. Durch Statut gesichert ist, so viel ich weiß, der Anspruch auf Pension aber nur bei der Direktion der Diskontogesellschaft. Die anderen Banken haben mehr oder weniger gute Kassen, aus denen aber die Pensionen nach dem Belieben der Direktion vertheilt werden können. Die Beamten müssen in der Regel einen Theil ihres Einkommens zur Pensionkasse beisteuern und in den meisten Fällen sind diese Einzahlungen im dem Augenblick verfallen, wo der Beamte aus irgend einem Grund entlassen wird. Sind

die Angestellten aber auf den guten Willen der Direktoren angewiesen, so kann von einem gesicherten Anspruch auf Pension nicht die Rede sein. Beim Schaaffhausenschen Bankverein und bei der Berliner Handelsgesellschaft giebt es Anfänge einer Versicherung gegen Stellunglosigkeit; diese beim Schaaffhausenschen Bankverein schon recht stattlichen Anfänge sind bemerkenswerth, genügen aber einwillen nicht annähernd den berechtigten Ansprüchen.

Der wichtigste Punkt ist der dritte: die Unmöglichkeit, ohne eigenes Verschulden aus der Beamtenstellung entlassen zu werden. Bisher hatten die bei den Banken Angestellten sich in der Hoffnung gewiegt, umfangreiche administrative Entlassungen seien in ihrem Berufsgebiet ausgeschlossen. Und wirklich haben bis vor kurzer Zeit selbst bei schweren Krisen die Banken nie Massenentlassungen verfügt. Die heutige Krisis, die erste seit dem Emporblühen unserer Banken, hat die Situation völlig verändert. Manche Provinzialbanken und sogar größere Banken in Berlin haben Personal entlassen, obwohl es gerade jetzt für Bankbeamte beinahe unmöglich ist, neue Stellen zu finden, da der Theil des Arbeitsmarktes, auf den sie in Folge ihrer einseitigen Ausbildung angewiesen sind, überfüllt ist. Die hier freien Plätze wurden mit den früher aus Waarengeschäften herübergenommenen Commis und mit den jungen Leuten besetzt, die vorher bei inzwischen vertrachteten Banken und Aktiengesellschaften bedienstet waren. Drei Institute haben durch ihre Entlassungsdekrete besonderes Aufsehen erregt und von ihnen möchte ich einen Augenblick reden.

Die Breslauer Diskontobank hat Beamte entlassen. Die Entlassungen dürften an sich hier berechtigt sein, denn die Bank ist durch die Spielsucht ihrer Direktoren und durch anderes Mißgeschick gezwungen worden, ihre berliner Filiale einzuschränken. Trotzdem sind diese Kündigungen hier nicht auf einmal erfolgt, sondern jeden Tag ist einem oder zwei Beamten der Kündigungsbrief eingehändigt worden. Auch dagegen ist am Ende nichts einzuwenden. Die Breslauer Diskontobank hat aber ihre Pflicht, Weihnachtgratifikationen und Lantienen auszusahlen, nicht immer sofort erfüllt, sondern vielfach sich erst durch Prozedrohungen und Briefe von Rechtsanwältten dazu zwingen lassen. Und diese Haltung verdient den schärfsten Tadel.

Die zweite Bank, die sich durch Entlassungen bemerkbar gemacht hat, ist die Neue Bodengesellschaft. Dieses Institut ging bekanntlich aus der Deutschen Grundschuldbank hervor, die Herr Direktor Sanden zu Grunde gerichtet hatte. Die Beamten der Preussischen Hypothekbank und der Grundschuldbank haben einen heftigen, für die zweite Kategorie erfolglosen Kampf geführt, um die für sie angesammelten Pensionfonds für sich zu erstreiten. Von den fünfzig Beamten der Grundschuldbank wurden nur achtzehn von der Neuen Bodengesellschaft übernommen. So lange Cupel und Schwaß an der Spitze der reorganisirten Gesellschaft standen, kam man damit auch ganz gut aus. Nach ihnen trat aber Herr Eichmann, Hauptmann der Landwehr, Direktor der Terrain-Aktiengesellschaft Carl Wigleben und Aufsichtsrath mehrerer anderen Terraingesellschaften, in die Direktion ein und fand plötzlich, diese Beamten seien sämmtlich unbrauchbar. Er hatte bei seinem Amtsantritt versprochen, daß er mit eisernem Besen kehren wolle; und er hielt sein Wort. Er entließ zwar nur sehr wenige Beamte, aber er rebuzirte die Gehälter ganz erheblich. Nach einer mir vorliegenden Auf-

stellung wurde ein Voté, der sechs, und ein Beamter, der sieben Jahre lang in der Grundschuldbank thätig gewesen war, einfach entlassen. Ein verheiratheter Beamter, der mehr als zwanzig Jahre in der Bank arbeitet und vier Kinder hat, bekommt statt seines früheren Gehaltes von 3600 Mark jetzt 1500 Mark jährlich. Das selbe Gnadengehalt beziehen: ein verheiratheter Beamter mit zwölfjähriger Dienstzeit, der früher 2700 Mark erhielt, und zwei verheirathete Beamte, die sieben Jahre da sind und 2100 Mark bekommen sollten. Ein Beamter ist nach mehr als zwölf Dienstjahren von 2400 auf 1800 Mark herabgedrückt worden. Von gleichmäßiger Behandlung kann man da nicht gut reden. Der Portier und Heizer des Bankgebäudes, der ungefähr sechs Jahre dient, soll vom ersten Januar ab nur noch ein Gehalt von 960 Mark beziehen und ein verheiratheter Voté ist nach siebenzehnjähriger Thätigkeit von 2000 auf 1400 Mark reduziert worden. Die Direktion möchte den Glauben verbreiten, diese Gehaltskürzungen hätten den edlen Zweck, den Beamten eine Versicherung gegen Stellungslosigkeit zu gewähren, die sie zwar nicht abhalten solle, sich nach anderen Stellungen umzusehen, sie aber wenigstens vor der ärgsten Noth schütze. Der Direktion muß doch klar sein, daß an neue Stellungen augenblicklich nicht zu denken ist und daß deshalb die meisten Beamten trotz den herabgedrückten Gehältern in dem ihnen verleideten Dienstverhältniß ausharren werden, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Der wahre Grund der Reduktionen dürfte wohl auch kaum in einer plötzlich hervortretenden „Unbrauchbarkeit“ der Beamten zu suchen sein, sondern in der Absicht, zu sparen. Schon geht unter den Beamten der Grundschuldbank das Gerücht, man wolle weibliche Arbeitskräfte einstellen. Dabei taucht die Erinnerung auf, daß bei anderen Banken für leichtere Arbeiten ja bereits biätarisch bezahlte Unteroffiziere und Staatsbeamte mit Halbtagsthätigkeit verwendet werden. Diese Sucht nach Ersparnissen wirkt doppelt merkwürdig, wenn man sich vor Augen hält, daß der ganze Profit an den Gehaltskürzungen nur etwa zehntausend Mark beträgt. Das bedeutet für jeden einzelnen Aktionär eine Mehreinnahme von vierzig Pfennigen auf die Aktie. Nun bezieht Herr Direktor Eichmann aber an festem Gehalt fünfzehntausend und als garantierte Mindestrentiere fünf-tausend Mark im Jahr. Außerdem hat er noch reichliche Einnahmen aus seinen übrigen Posten. Noch greller wird der Kontrast, wenn man bedenkt, daß zwei Direktoren zusammen vierzigtausend, dreiundzwanzig Beamte zusammen bisher aber sechzigtausend Mark im Jahr bezogen und daß diese Dreiundzwanzig vom ersten Januar an nur noch fünfzigtausend Mark beziehen sollen. Und unter ihnen sind noch drei Beamte, von denen jeder fünftausend Mark bekommt. Herr Direktor Eichmann scheint sich der — noch gar nicht so lange verschwundenen — Zeit nicht mehr zu erinnern, wo auch er nur einfacher Beamter einer Kaufirma war.

Ähnlichen Wünschen entstammen wohl die Entlassungen, die von der Nationalbank für Deutschland verfügt worden sind. Die Bank hat durch ihre Verbindung mit der Firma Landau große Verluste gehabt und besonders an der Deutschen Kleinbahngesellschaft recht hübsche Summen verloren. Wenn Jemand für diese Verluste verantwortlich zu machen ist, so sind es die Direktoren; ihre Gehälter und Pantiemen mußte man kürzen, wenn man eine Verringerung der Unkosten für nöthig hielt. Von diesen Direktoren hat jeder neben einem Fixum von 36 000 Mark im vorletzten Jahr noch 171 000 und im letzten Jahr

70 000 Mark an Lanteme eingespart. Die Bank hat auch sonst nicht an den Unkosten gespart. Für Teppiche sollen annähernd 30 000 und für Holztäfelungen in den Zimmern der Direktion ungefähr 170 000 Mark gezahlt worden sein. Und man behauptet, der Umbau des Gebäudes habe reichlich 200 000 Mark mehr gekostet, als die Bilanz erkennen läßt. Trotzdem hat man Beamte entlassen und anderen nahegelegt, selbst die Kündigung einzureichen. Der Verein der Bankbeamten hat gebeten, angesichts der schlechten Zeiten diese Maßregeln rückgängig zu machen. Das könne sie nicht, antwortete die Direktion der Nationalbank; zum größeren Theil handle es sich um jüngere Beamte, ältere würden nur entlassen, wenn ein besonderer Grund vorliege. Der Vorstand des Bankbeamtenvereins hat seine Unfähigkeit, die wirtschaftlichen Interessen der Angestellten wirksam zu vertreten, dadurch bewiesen, daß er diesen Brief veröffentlicht und geglaubt hat, er könne die Beamten erfreuen. Natürlich aber hat die Veröffentlichung den Beamten geschadet. Gerade die alten Beamten werden, wenn sie sich um neue Stellen bewerben, jetzt mißtrauisch angesehen werden, weil ja in dem Brief der Bank steht, daß nur besondere Gründe zur Entlassung führten. Vor mir liegt eine Liste der Entlassenen: sie ist nicht vollständig, da sie die Depositenkassen, bis auf eine, wo ein Lehrling entlassen wurde, nicht berücksichtigt. Sie zeigt aber, daß schon am ersten Oktober zwei Beamte, allerdings von jüngerem Dienstalter, entlassen worden sind; darunter war ein junger Ehemann. Ferner wurden entlassen: zwei Beamte vom Wechselbureau, vier von der Kasse, drei vom Acceptenbureau, fünf aus der Buchhalterei, zwei aus dem Börsenbureau, zwei aus der Kanzlei, drei aus dem Depositenbureau, drei aus der Effektenbuchhalterei, vier aus der Rechnerei, zwei Unterbeamte der Expedition, ein Kassenbote und acht Laufjungen. Dazu kommt nun noch die mir nicht bekannte Zahl der entlassenen Lehrlinge und der Depositenkassenbeamten. Von den Beamten standen zwei im fünften, sieben im sechsten, fünf im siebenten, einer im zehnten, einer im elften und einer im zwölften Dienstjahr. Von den Beamten, denen gekündigt wurde, sind viele verheirathet oder verlobt. Ein Unterbeamter, der seit zehn Jahren in der Bank gearbeitet hat, ist Wittwer, Vater von drei Kindern und wieder verlobt. Ein entlassener Kassenbote, der drei Jahre in der Bank thätig war, hat eine Familie von fünf Kindern; von ihm wird freilich gesagt, er habe unrechtmäßig zu viele Ueberstunden angerechnet. Drei weggewiesene Beamte haben sich erst im Oktober verheirathet. Einem Beamten der Rechnerei, der seit fünf Jahren der Bank dient, ist am Tage vor der Hochzeit gekündigt worden. Einer der von der Kündigung Betroffenen war von der Firma Landau übernommen worden und bezog ein Gehalt von viertausend Mark; doch bleiben die meisten tief unter diesem Niveau. So vermindert man das Unkostenkonto! Vielleicht lehrt das von mir angeführte Material den Vorstand des Vereins der Bankbeamten erkennen, daß der ihm von der Direktion der Nationalbank geschriebene Brief nicht geeignet war, die Herzen der Bankbeamten — wie man sie ja wohl noch immer nennen muß — mit Freude zu füllen.

Plutus.



Notizbuch.

Seit der Deutsche Kaiser durch die islamitische Welt nach Jerusalem zog, sind Franzosen und Russen nervös geworden. Sie fürchten, der deutsche Einfluß könne das Reich des Halbmondes überfluthen, wittern dunkle Pläne germanischer Vänbergier und lauern längst schon auf eine Gelegenheit, die ihnen gestatten möge, den Sultan auch an ihre Macht wieder einmal zu erinnern. Vor zwei Jahren schon erschien plötzlich in den türkischen Gewässern ein französisches Geschwader, ein russisches Kriegsschiff dampfte herbei und ein paar Tage lang gab es lebhaften Verkehr zwischen den Allirten; dann aber verzog sich das drohende Unwetter und nie ward die Absicht enthüllt, die das Geschwader hingeführt hatte. Die Russen haben inzwischen eingesehen, daß sie am Goldenen Horn mit stilleren Mitteln stärkere Wirkung erreichen können als mit dem Geräusch einer Flottendemonstration und daß ihnen, welche Härlichkeiten auch zwischen Berlin und Konstantinopel ausgetauscht werden mögen, die Oberherrschaft über die Pforte gesichert bleibt. Die Franzosen aber wurden der Furcht nicht lebzig, das Protektorat über die im Orient lebenden Katholiken könne ihnen entschlüpfen und ihr Prestige geschmälert werden. Jetzt endlich hat Herr Constans, der die Republik im Türkenland vertritt, ihnen die Möglichkeit dräuender Nachteilsaltung verschafft. Eine französische Industrie-Gesellschaft hatte auf dem Orientweg der Bestockung einen Vertrag erschlichen, den der Großherr, mit der ihm eigenen übermenschlichen Verachtung von Sitte und Säkung, nicht als zu Recht bestehend anerkennen wollte. Die französischen Kapitalisten forderten das ihnen zustehende Geld nebst einem Zins von siebenzehn Prozent. Die Hohe Pforte blieb Kapital und Zins schuldig. Herr Constans, der wahrscheinlich irgendwie an dem Wuchergeschäft theilhaftig war, wurde wüthend und fuhr nach Paris, um sein Feuerchen dort zu schüren. Der diplomatische Verkehr zwischen den beiden Reichen wurde abgebrochen, der Türkenbotschafter gebeten, ein anderes Klima aufzusuchen; und da der wackerere Herr Abd ul Hamid noch immer nicht nachgab, kam ein französisches Geschwader übers Meer und besetzte Mytilene. Nun wurde der fürchtsame Herr in Silbiz sehr sanft und versprach, Alles zu leisten, was das Herz der Franken begehrte. Und das begehrte natürlich nicht nur die Bezahlung der Wucherschuld, sondern — forshaw — auch Güter, die Kost und Motten nicht fressen. Es hätte doch gar zu schlecht ausgesehen, wenn Frankreich, das für die armenischen Christen nicht einen Finger gerührt hat, nur für den Banner Vorando und dessen Helfer mobil gemacht hätte. Der Incident — der nirgends sehr ernst genommen wurde — war schnell erledigt und Herr Waldeck-Roussieu kann sich nun rühmen, die nationale Ehre energisch gewahrt zu haben. Außerdem hat er auch hier wieder, wie so oft schon in seinem langen Advokatenleben, die dankbare Rolle des erfolgreichen Vertheidigers kapitalistischer Interessen gespielt. Und drittens hat er Herrn Constans, den strapellosesten seiner Nebenbuhler, für eine Weile unschädlich gemacht und kann, wenn er will, Herrn Bourgeois nach Konstantinopel abschieben. Freilich könnte sein Register ein Loch haben. Wenn die Franzosen merken, daß sie gesoppt, vor Europa lächerlich gemacht worden sind und im Türkeninnern an Prestige nicht gewonnen haben, dann würde das letzte Stündlein des Mannes schlagen, der die Marinepöste in Szene gesetzt und das Ansehen der Republik engagirt hat, um einem Wucherer zu seinem Gelde zu helfen.

*

*

*

Der Kaiser hat die Statuten der Schillerpreisstiftung geändert. Dieser Preis, der aus den Regententagen des Prinzen Wilhelm von Preußen stammt, sollte alle drei Jahre einem Dramatiker verliehen werden, den eine Kommission Sachverständiger zu wählen und dessen Wahl der König zu bestätigen hatte. Seit Wilhelm der Zweite regirt, hat er nur eine Wahl bestätigt: die des Herrn von Wildenbruch, der für ein schwaches Tendenzstück, den schon verschollenen „Heinrich“, den Preis erhielt. Jetzt soll die Kommission alle sechs Jahre Vorschläge machen; die Auswahl unter den vorgeschlagenen Werken behält der König sich vor. Findet er kein Werk des Preises würdig, so kann er das Geld nach Belieben „zur Anerkennung und Förderung deutscher Dichtkunst“ verwenden. Diese Aenderung ist erfreulich. Sie legalisirt einen Zustand, der vielfach bekritlet wurde. Sie ersetzt eine von Sachverständigen zu beschließende Auszeichnung durch ein königliches Geschenk. Wenn der Fürst zu Culenburg oder der Major Lauff diesen höfischen Schillerpreis erhält, darf Niemand mehr klagen. In jedem sechsten Jahr werden wir künftig also hören, welches neuere Drama dem König von Preußen am Meisten gefallen hat. Das werden wir, mit geziemender Achtung, vernehmen und, wenn das Urtheil gar zu befremdlich klingt, uns mit der Gewißheit trösten, daß über den Werth künstlerischer Werke nicht von Königs- thronen herab das in letzter Instanz entscheidende Wort gesprochen wird.

Freude war in Preußens Grenzen, als Herr Möller zum Handelsminister ernannt wurde. Ein Industrieller; ein Mann aus dem praktischen Leben! Der würde anders wirthschaften als Herr Brefeld, der nicht mal zu der Stunde im Ministerium war, wo Herr von Bilmowski kam, um ihn zum Gehen aufzufordern, und der sich zum Studium des Handels erst entschloß, als er aufgehört hatte, Handelsminister zu sein. Zwar hieß es bald, Herr Möller habe aus seiner eigenen Fabrik in der Zeit des Aufschwunges nicht viel gemacht; er sei nur Mittelwuchs, von des Zufalls und eines Protektors Gnade erhöht, und werde enttäuschen. Im Bureaudienst ganz unerfahren, nicht im Aktenlesen und Unterschreiben geübt und auf den guten Willen seiner Rätthe und Direktoren angewiesen. Thut nichts, sagten Andere; er wird sich einarbeiten und, wenn er ein paar Monate still in seiner Amtsstube gesessen hat, schon wissen, wie der Hase läuft. Still aber wollte Herr Möller nicht sitzen. Lieber reisen und reden. Das hat er gethan. Ost- und Westpreußen hat er durchpilgert, am Rhein und in Westfalen sich huldvoll gezeigt und überall, allüberall geredet. Was er sagt, ist nicht gerade aufregend. Er hat die berühmte Mittellinie gefunden, auf der Agrarier und Exporteure einander eintüchtiglich umarmen können. Er weiß, daß es gute und schlechte Zeiten giebt, daß schon im alten Egypten fette und magere Jahre abwechselten. Er rühmt sich der Zähigkeit, „Vieles rezeptiv aufnehmen zu können.“ Er verliedet, kein anderer lebender Monarch dürfe sich an Pflichttreue und Bildung dem Deutschen Kaiser vergleichen. Und so weiter. Mancher Mann spigt das Ohr und fragt, ob man diesen Minister wirklich ins Feuer des Zolltaristampfes schicken wolle. Gewiß. Die Regierung plant eine Gegenobstruktion und hat Herrn Möller erklärt, auf daß er im Reichstag jedem Agrarier und Händler, jedem Protektionisten und Sozialisten in langer Rede erwidere. Dann, meint man in der Wilhelmstraße, werde den Parteien die Lust an obstruierenden Redeübungen rasch vergehen und der lange Möller werde, fast sagt er schon selbst, dann der Retter des Reiches sein.